

7 Erzählübungen

7.1 Einstieg: Wo anfangen?

Der Weg in die Geschichte ist in Johann Fischart's *Geschichtklitterung* ganz schön lang. Das zeigt sich nicht nur an rund vierzig Seiten Vorreden, sondern, besonders prägnant, auch in den ersten beiden Kapiteln, in denen eigentlich mit der Geschichte von Gargantua angefangen werden sollte. Anstatt aber von Gargantua – der erst nach knapp zweihundert Seiten auf die Welt kommen wird – zu erzählen, hat der Text auffällige Startschwierigkeiten bei der Frage: Wo anfangen? Das erste Kapitel betreibt auf der Suche nach einer Antwort eingangs einigen rhetorischen Aufwand, um das Konstruieren von Kontinuitäten mittels linearer Genealogien zu diskreditieren. In einer knapp zehnteiligen Digression werden lineare Modelle in mehreren argumentativen Schleifen abgewertet, während diese Um- und Abwege über zirkuläre und supplementäre Verhältnisse reflektieren. Der Vorlauf hat den Zweck, die Art und Weise, wie Gargantuas Abstammung im Anschluss konstruiert wird, als radikale Erfindung zu rahmen. Erzählt wird von einem spektakulären Fund, auf den man bei Grabungen nahe der Stadt Augst gestoßen sei: ein gigantischer Riesenkörper, der den ganzen europäischen Kontinent umspanne. Bei der Öffnung des Sarges sei unter riesigen Weinflaschen ein halbverdautes, schimmliches Buch gefunden worden, bei dem es sich um die Chronik der Riesen handle. Zur Entzifferung dieses Schriftstücks wird die narrative Instanz zu den Grabungsarbeiten in die Rahmenerzählung bestellt. Präsentiert wird aber im nächsten Kapitel nicht die angekündigte Chronik, sondern ein angefügtes Supplement, das wiederum aus einer Fülle unterschiedlicher, einander komplementierender Texte besteht: ein abgebrochenes Gedicht in einer vom Deutschen aus konstruierten, archaisierenden Fantasiesprache (*Pantagruelische Vorsagung*), ein Figurengedicht (*Gluktrara*) und das Fragment eines frühneuhochdeutschen *Erbgedicht[s]* in Hexametern (mitsamt einer poetologischen Vorrede). Wirklich ‚angefangen‘ mit Gargantuas Geschichte wird allerdings nicht, zumal die Frage nach dem Ursprung des Protagonisten im nächsten Kapitel nochmals ganz anders angegangen wird (vgl. dazu Kap. 4.4. und Kap. 4.5.).

Dieser kurze Abriss zeigt: In den ersten beiden Kapiteln wird das Anfangen zum Problem. Weder die Position der narrativen Instanz zur erzählten Geschichte noch die Fiktionalität des Erzählens werden einfach gesetzt, sondern beides wird weit-schweifig aus einem quasi-historiographischen Zugriff hergeleitet und begründet. Das Erzählen muss, wie der Text vorführt, erst ermächtigt werden, bevor damit richtig losgelegt werden kann. Diese Selbstermächtigung vollzieht sich, wie ich in diesem Kapitel zeige, in Übungen, die unterschiedliche Praktiken des historiographischen Diskurses nachahmen und neu funktionalisieren: historische Denkmäler ausgraben, Sprachen vergleichen und ältere Sprachstufen konstruieren, unterschiedliche Überlieferungen zusammenführen und Kompatibilität herstellen, Inschriften und Dokumente fälschen usw. Die auf Ebene der Textverfahren nachgeahmten Praktiken ste-

hen nicht im Dienst eines an *chronica* geknüpften Geschichtsbildes, das mit der Vorstellung einer *origo* und daraus konstruierbaren Linearitäten kalkuliert, sondern in einem Verständnis von Geschichte, das in supplementären und zirkulären Verhältnissen denkt und ganz eigene Zeitlichkeiten generiert. Der Effekt dieser Übungen ist ein Erzählen, das sich nicht bloß mit Blick auf die *eine* Geschichte von Gargantua ermächtigt hat, sondern geradezu omnipotent gleich eine Vielzahl an Anfängen setzt. In den ersten beiden Kapiteln wird nämlich nicht nur die Herkunft von *Gargantua* erzählt, sondern auch der Anfang der deutschen Sprache und Kultur sowie (auf höchst eigenwillige) Weise auch der Ursprung des eigenen Textes und der eigenen Autorschaft. Weil das aber in einem Modell von Supplementarität und Zirkularität geschieht, geht es mit den Geschichten drunter und drüber: Ausgegraben wird Gargantuas Urahn, der aber auch der noachidische Ahnherr der Germanen ist. Mit dem im Grab entdeckten Buch wurde das Zeugnis einer älteren Vorstufe der deutschen Sprache sowie eine Darstellung dessen gefunden, was bei der Sintflut tatsächlich geschah. Mit dem Buch-im-Buch gräbt sich der Text aber auch allegorisch selbst aus seiner Vorlage aus und setzt mit der *Pantagruelischen Vorsagung* seiner überfließenden Produktivität ein quasi-mythisches Denkmal. In den folgenden Kapiteln zeichne ich diese verschiedenen Erzählübungen entlang des Textes nach.

7.2 Zirkularität und Supplementarität

Das erste Kapitel verspricht in der Überschrift, von der *veralteten Ankoufft des Gorgolantua* zu handeln, und stellt den wunderlichen Fund einer *Antiquitet* in Aussicht, die Gargantuas Abstammung aktenkundig machen soll. Davon wird aber zunächst gar nicht erzählt, sondern das Kapitel beginnt mit einer rhetorischen Abhandlung zu Problemen der Filiation und der genealogischen Ordnung im Allgemeinen. Die Argumentation beginnt mit einem Ausruf:

O wie köstlich gut wer es, daß jederman sein geburtsregister von staffel zu staffel vnd stigenweiß so gewiß auß dem Schiff Noe schöpfen, Bronnenseylen, auffkranen, dānen vnd ziehen könnte, wie wir, vnd Bonfin seinen Boras, Damas, Chulchas, Bulchus, Attila.⁶⁷⁶

Mit Antonius Bonfinius, der eine Geschichte Ungarns schrieb, wird der historiographische *origo*-Diskurs der Zeit mit seinen linearen, auf Noah zurückgehenden Stammbäumen aufgerufen.⁶⁷⁷ Zur Profilierung einer Nation konstruierten Historiographen der Zeit wie Bonfinius eine lineare Herkunft (*stigenweiß*), die der damit versehenen

⁶⁷⁶ Fischart, Geschichtklitterung, S. 41.

⁶⁷⁷ Zur linearen Genealogie Attilas vgl. Antonius Bonfinius: *Antonii Bonfinii rerum ungaricarum decades tres* [...]. Basel: R. Winter, 1543, S. 138: *Atila ex Benedecuco, Benedecucus ex Turda [...] Bulchus ex Balugo [...] Chulchas ex Ompude [...] Cheledus ex Dama, Damas ex Bora, Boras ex Hunore, Hunor ex Nembrotho, Nembrothus ex Chuse, Chus ex Cham, Cham ex Iapheth, Iapheth denique ex Noe natus est.*

Nation *vetustas* und *excellencia* verleihen und ihre kulturelle Überlegenheit gegenüber anderen Nationen untermauern sollte. Im deutschen Kontext meint das: Überlegenheit gegenüber Italien und Frankreich.⁶⁷⁸ Ein weiteres Konstrukt, auf das in dem historiographischen Wettkampf der Nationen zurückgegriffen wurde, war die Translationslehre. Sie erfuhr im deutschen Humanismus eine Aktualisierung, weil mit ihr das deutsche Kaisertum in eine lange Erbfolge von Weltreichen eingebunden werden konnte, was ein substanzielles Argument gegen das Barbarenstigma und für die *anti-barbaries* der Deutschen bot.⁶⁷⁹ Mit der Reformation wurde die Translationslehre allerdings im deutschen Späthumanismus zunehmend verworfen. In der *Geschichtsklitterung* vollzieht sich dieser Abschied wie folgt:

Angesehen die wunderbare veränderung, vnd abwechselung der Kónigreich vnnd Keyserthumb, von Assiriern vnd Chaldeen zu den Meden, von den Meden zu den Persen, von diesen zu den Macedoniern vnd Griechen, von Macedoniern auf die Römer, von Römern wider auff die Griechen, von Griechen zu den Teutschen Francken vnnd Franckteutschen: nun vom Herren zum Knecht, nun vom Knecht zum Herren: nun von Weibern auff die Mann, nun von Mannen auff die Weiber (da laß ichs bleiben) [...] ⁶⁸⁰

Die *translatio imperii* wird vollständig und in der deutsch-patriotischen Version der Zeit als eine Erbfolge der Weltreiche von den Assyryern bis zu den *Frankendeutschen* präsentiert.⁶⁸¹ Chiastisch wird dabei die Nationalität von Karl dem Großen als *Deutscher Franke und Frankendeutscher* festgelegt, was eine Argumentation aufgreift, die im deutschen Humanismus dazu diente, die Deutschen in die Translationslinie einzurücken (bei Rabelais geht die Erbfolge *des Romains es Grecz* und direkt weiter *des Grecz es François*).⁶⁸² Diese konstruierte Kontinuität wird bei Fischart allerdings mit einem *nun* von der Linearität in eine Zirkularität überführt, die weniger auf den zirkulären Vorstellungen vom Auf- und Niedergang großer Reiche beruht, als sie zu-

⁶⁷⁸ Zur Translationslehre im humanistischen Feld vgl. Hirschi, *Wettkampf der Nationen*; ders., *Konzepte von Fortschritt und Niedergang im Humanismus*, S. 37–55; vgl. auch Muhlack, *Humanistische Historiographie*, S. 30–34.

⁶⁷⁹ Vgl. Hirschi, *Wettkampf der Nationen*, S. 302–319.

⁶⁸⁰ Fischart, *Geschichtsklitterung*, S. 42.

⁶⁸¹ Die Translationslehre mit der Abfolge von Assyryer – Meder/Perser – Griechen – Römer gründet auf Hieronymus' Daniel-Kommentar. Im Frühmittelalter wurde die Abfolge nach dem Untergang des römischen Imperiums erst um eine Translation von den Römern auf die Griechen über Konstantin den Großen sowie später um die Translation von den Griechen auf Karl den Großen (und damit auf die Franken) erweitert. Fischart setzt die Franken mit den Deutschen gleich, womit er die umstrittene patriotische Deutung wiederholt, die deutsche Humanisten dem Dekretal *Venerabilem* von Papst Innozenz III. angedeihen ließen, wo es heißt: [...] *quae Romanum Imperium in personam magnifici Caroli a Graecis tanstulit in Germanos*, zit. n. Caspar Hirschi: *Konzepte von Fortschritt und Niedergang im Humanismus am Beispiel der ‚translatio imperii‘ und der ‚translatio studii‘*. In: *Die Idee von Fortschritt und Zerfall im Europa der frühen Neuzeit*. Hrsg. von Christoph Strosetzki, Sebastian Neumeister. Heidelberg 2008 (*Germanisch-romanische Monatsschrift* 58,1), S. 37–55, hier: S. 48, Fn. 41.

⁶⁸² Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 10.

nächst ein Rotieren zwischen ständischen (*nun vom Knecht zum Herren*) und geschlechtlichen Grenzen (*nun von Weibern auff die Mann*) entwirft. Diese horizontale Zirkularität durch die gesellschaftlichen Ordnungskategorien wird zudem mit einem vertikal-räumlich angelegten Reigen ergänzt, in dem die Vermischung von sechzehn Nationen behauptet wird:

daß ich jetzt des Türcken geschweige, vnd heut der Portugaleser inn Indien, der Indianer inn Moren, der Moranen in Spanien, der Spanier inn Italien, der Italiener in Franckreich [...] der Türcken inn der Christenheit, der Christen in der Türcke: Schreibt doch Merlin Coccai inn seinen Nuttelverssen, *Plus Roma parit quam Francia Gallos*: [...] Also kugelts im kreiß herumb, wie solt es nicht kegel geben.⁶⁸³

Gegen eine lineare Translation werden in diesem Reigen zirkulär angeordnete Kombinationen aufgereiht und durch Anspielung auf die ‚gallische Krankheit‘ Syphilis auch sexuell konnotiert. Mit den *Nuttelversen* von *Merlin Coccai* werden zudem mitten im Reigen der Nationen auch spezifische Verfahren des Vermischens von Sprachen aufgerufen, gilt das unter dem Pseudonym *Merlin Cocai* (Teofilo Folengo) publizierte *Liber macaronices* (zuerst Venedig 1517) doch als eines der Hauptwerke der makkaronischen Dichtung.⁶⁸⁴ Damit rückt die sich zu einem Reigen der Welt auswachsende Zirkularität in die Nähe dichterischer Verfahren, bevor mit dem Kegelspiel seine Folgen zugespitzt werden: *Also kugelts im kreiß herumb, wie solt es nicht kegel geben*.⁶⁸⁵ Dieses Im-Kreis-Herumkegeln meint einerseits, dass die zirkuläre Bewegung des Reigen illegitimen Nachwuchs generiert (frnhd. *kegel* meint auch ‚uneheliches Kind‘). Andererseits wird damit das Kegelspiel aufgerufen, bei dem Kegel aufgestellt und dann mit einer Kugel umgestoßen werden. Die *kegel* sind also doppelsinnig: als illegitime Kinder sind sie einerseits das Resultat des Herumkugeln, als Kegel im Kegelspiel andererseits das eigentliche Ziel des Spiels.

Das doppelsinnige Kegelspiel führt zur Bastardierung der ganzen Welt: Bereits während der Wanderung der Völker sei *vntereinander gehurnauset, gewalet, gewandelt vnd gewendet* worden,⁶⁸⁶ einst wie heute habe ferner der Krieg zu Massenvergewaltigungen und daraus entstammenden Kindern geführt und die Mobilität der Handwerker, Söldner, Kaufleute oder Pilger habe zur Folge, dass man allerorts die Kinder verwechsle. Besonders nachdrücklich wird die allgemeine Unkeuschheit als Ursache der Bastardierung hervorgehoben, indem verschiedene derbe Lieder

⁶⁸³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 42f.

⁶⁸⁴ Folengos *ars macaronesca* wird im Prolog des ersten Buches des Baldus als schlaraffische, auf Gnocchi und Macaroni beruhende Kunst vorgestellt, die bei Fischart daher präzise als ‚Nudelverse‘ wiedergegeben werden, vgl. Folengo, *Baldo*, Bd. I, S. 4f.: „Here, made of cake pastry, you see thousands of rafts, boats and agile barks coming and going, and in their midst Muses work lines and nets, nets woven with sausages and veal tripe, fishing for gnocchi, fritters and golden meatballs. [...] This is where I first caught the macaronic arts; and where Mafelina made me a paunchy poet“.

⁶⁸⁵ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 42.

⁶⁸⁶ Ebd., S. 43.

(*Geuchlieder*) inseriert werden.⁶⁸⁷ Das gipfelt schließlich darin, dass der Bastard seine eigene Typologie erhält. Die trägt insofern auch positive Züge, als der Bastard *nicht minder gemacht* sei,⁶⁸⁸ sondern sich aufgrund seiner Herkunft auch besonders ambitiös und kompetitiv zeige:

Semper Bastardi sunt additissimi Marti: das ist: was auf der Banck gemacht ist, das ligt nicht gern darunter: die Banckart werden bereyt inn hitz, im lieb kib vnd neid, darum haben sie freud zur Spitz, zum kieb vnd streit: vnnd die Venus bulet gern mit dem Mars, das ist die geheymnuß.⁶⁸⁹

Diese Typologie tendiert freilich zur Anthropologie, da sich ja im imaginierten Reigen die ganze Welt bastardiert zeigt – von einem *seltzsam gekocht Pludermuß* wird gesprochen, zu dem sich auch die Redemaske rechnet: *Vnd daß ich mich, der ich jetzund red, allein zu eim exempel auffwerffe [...]*. Schließlich wird sogar die Textbewegung auf die *kegel* produzierende Zirkularität menschlicher Kopulation bezogen, wenn die Redemaske das Beenden des Exkurses sprachspielerisch mit der Disziplinierung tierischer Sexualtriebe vergleicht:

Aber laßt vns den Wider auff vnseren Håmmel widerbringen, dauon vns der Bock gebracht hat. Ich sprich, daß auß sonderer Influssung des Himmels zu lieb dem eingissenden bürstlein, die Altiquitet, vnd das geschlecht des Herren Gorgulantua vor andern sey in Esse erhalten: vnd vil besser dann der Harlunger, Amelunger oder Bechtunger Stammen, oder des Mandafabul, des treiaügigen Horribel, Riß Kupran, Goffroi mit dem Zan.⁶⁹⁰

Die als Widder adressierte Textbewegung soll vom potenten Bock ‚wieder‘ zurück zu den kastrierten Schafen (*Håmmel*) gebracht werden. Die eigene Weitschweifigkeit wird also metaphorisch als wollüstige Entgleisung reflektiert (sprichwörtlich *den Bock stechen*) und für die Textbewegung die Partizipation an jener promiskuitiven Vermischung suggeriert, die in der Argumentation gerade vordergründig problematisiert wurde.

Dass der Text in diesem Sinne ordentlich ‚mitmischt‘, wird im Anschluss vorgeführt. Laut Kommentar soll es nun zwar endlich um die *direchter gerader lini* gehen, die eingangs in Aussicht gestellt wurde, nun werden aber nicht Tatsachen angeführt, mit denen sich Gargantuas angeblich unzweifelhafte und faktische (*in Esse*) Abstammung belegen lässt, sondern es werden über mehrere Seiten hinweg Figuren aufgelistet, deren Abstammung schlechter sein soll als die von Gargantua.⁶⁹¹ Kurzum: Der Text generiert an dieser Stelle anstatt der versprochenen Linie eine Liste von *kegeln* – Figuren problematischer Abstammung. Das sind nun allerdings keine Bastarde im en-

⁶⁸⁷ Ebd., S. 47.

⁶⁸⁸ Ebd., S. 49.

⁶⁸⁹ Ebd., S. 48.

⁶⁹⁰ Ebd., S. 49f.

⁶⁹¹ Ebd., S. 50.

geren Sinn, sondern Figuren, deren Abstammung nicht faktisch belegt ist. Damit überträgt der Text die Probleme der Zirkularität und Vermischung aus dem Bereich der Verwandtschaft in den Bereich ontologischer Differenzen und vermischt *historia* mit *History*. Im 16. Jahrhundert meint *History* in der volkssprachigen Literatur „Prosaerzählungen, deren Geschehnisse in vergangener Zeit und unter geschichtsfähigem Personal (d. h. vor allem Adel) spielten“, ⁶⁹² und tendiert, wie man zuspitzen kann, zum Fiktionalitätssignal. Bei den *Harlunger* und *Amelunger* handelt es sich um zwei Geschlechter aus dem Sagenkreis rund um Dietrich von Bern, aus dem auch der *Riese Kupran* bekannt ist; das Geschlecht der *Bechtunger* stammt aus der Woldietrich-Sage; der Riese *Mandafabul* aus dem *Amadis-Roman* und *Horribel* und *Goffroy* aus der *Melusine* von Thüring von Ringoltingen. ⁶⁹³ Bei diesen Vergleichsgrößen handelt es sich also um Figuren, deren Filiation weniger durch eine illegitime Verbindung der Eltern problematisch ist als durch den Umstand, dass ihre Abstammung erdichtet ist. Die Herkunft des Riesen *Mandafabul* wird im *Amadis* beispielsweise überhaupt nicht erzählt. Für ihn gilt dasselbe, was in der *Geschichtklitterung* an einer anderen Stelle für die Fee *Urganda* festgestellt wird: *Aber genug, wann Vrganda nicht im Amadis wer, was wer es?* ⁶⁹⁴ Wie *Urganda* stammt *Mandafabul* nämlich primär aus dem *Amadis*. Die Liste wird zudem noch knapp zwei Seiten lang weitergeführt, wobei dann auch Figuren eingereiht werden, die sich als Gründungsfiguren und Eponyme durchaus in der frühneuzeitlichen Historiographie finden lassen – ein beträchtlicher Teil beispielsweise in Sebastian Münsters *Cosmographia* (wie etwa der *Müllerischen Erforter Erfft*, der *Fechterischen Hamburger Starckhaterischer Hama*, der *Offenburger Heiser Englischer König Ofen*). ⁶⁹⁵ Dass hier der Text durch das Mischen von *historia* und *History* ein Kegelspiel betreibt, zeigt sich auch daran, dass die Figuren teilweise durch sprachliche Attribuierung problematisiert werden. Das letzte Eponym ist zum Beispiel der *schönsten, wüsten vnpletigen Parisischen Pastetenbecken, Weibische Hundsputt Paris von Troia*, ⁶⁹⁶ dessen Herkunft durchaus bekannt (und auch mit der antiken Autorität Homers bestens belegt werden könnte), der aber über das attribuierte Geschlecht (*Hundsputt* meint hier *vulva canis*) als Stammvater diffamiert wird. Diese oberflächlich-sprachliche ‚Bastardierung‘ macht zugleich auf eine Vermischung aufmerksam, die den Gründungsfiguren auf einer anderen Ebene zu Grunde liegt: die Synthese unterschiedlicher Überlieferungen und Zeugnisse. Um der eigenen Stadt ein

⁶⁹² Joachim Knappe: ‚Historie‘ in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. Baden-Baden 1984 (Saecula Spiritalia. 10), S. 330.

⁶⁹³ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 164.

⁶⁹⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 199.

⁶⁹⁵ Ebd., S. 51. Zur Quelle vgl. Sebastian Münster: *Cosmographie*. Das ist Beschreibung Aller Länder, Herrschafften vnd fürnemesten Stetten des gantzen Erdbodens [...]. Basel: S. Henricpetri, 1598: zu Offo (Offenburg) fol. Dcccviii^r; zu Hama (Hamburg) fol. Mij^r; zum Plutonischen Herebus (Würzburg) fol. Dcccxlvi^r; zu Erff (Erfurt) fol. Dcccxcix^r.

⁶⁹⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 51.

biblisches Alter und Nobilität zu verleihen, wurden in der Frühen Neuzeit bisweilen antike Mythologie, alttestamentarische Überlieferung und Angaben aus der antiken und zeitgenössischen Kosmographie und Historiographie miteinander vermischt. Genau diese Vermischung stellt die Liste mit ihren unzähligen Gründungsfiguren aus. Beispielsweise benennt die *Amazonische[] Augspurger Japetisch Fraw Eisen* die einzelnen Bestandteile der Augsburger Gründungssage, wie sie im 16. Jahrhundert konstruiert wurde. Dass Augsburg von Japhets Kindern erbaut und später von einer Amazonenkönigin geplündert worden sein soll, findet sich bei Münster, der sie anscheinend aus Sigismund Meisterlins *Cronographia Augustensium* kennt, wo die japhetische Gründung aus der Bibel und der Amazonische Überfall aus einem antiken Horaz-Kommentar hergeleitet werden.⁶⁹⁷ *Fraw Eisen* meint die Göttin Isis, die sich wohl zum einen einer Re-Etymologisierung des Augsburger Eisenbergs und zum anderen einer Angabe aus Tacitus' *Germania* verdankt, laut der ein Teil der Sueven die Göttin Isis verehrt haben sollen.⁶⁹⁸

Solche Geschichtskonstruktionen machen unterschiedliche Überlieferungen miteinander kompatibel (hier: alttestamentarische Belege, Horaz, Tacitus). Die Grundannahme, dass die unterschiedlichen Versionen von Geschichte in Übereinstimmung zu bringen sind, wenn man sie etwa mittels sprachvergleichender Konstruktionen (*Isis – Isin – Eisen – Eisenberg*) oder Mythensynthese (bspw. Noah = Janus) bearbeitet, führt zu einer recht flexiblen Kombinatorik, die wiederum die Zirkularität des Buchwissens ankurbelt. Das in antiken Texten tradierte Wissen wird in einem solchen Zugriff weniger als einheitliches Ordnungsraster betrachtet, sondern stellt „a complex set of overlapping stencils, a rich and delicate set of patterns and contrivances“ zur Verfügung,⁶⁹⁹ mit dem sich immer neue Versionen von Geschichte aus dem tradierten Wissensbestand zusammenstellen lassen – für jede Nation, jede Stadt und jede Familie.⁷⁰⁰ Was bei diesem ‚Recycling‘ herauskommt, sind Beifügungen, die zum einen mit und an einer Pluralisierung des Wissens arbeiten, zum anderen auch die in der Zeit kritisierte Überfülle an Informationen verstärken.

Die Zirkularität und Proliferation, zu denen ein dergestalt beweglich gemachtes Buchwissen führen, wird im ersten Kapitel der *Geschichtsklitterung* anhand der Bastardierung der Welt mitverhandelt. Mit anderen Worten: Es kegelt auch im Bereich des gelehrten Wissens im Kreis herum. Dass die Redemaske des Textes sich selbst zu

⁶⁹⁷ Vgl. Gernot Michael Müller: „Quod non sit honor Augustensibus si dicantur a Teucris ducere originem“. Humanistische Aspekte in der *Cronographia Augustensium* des Sigismund Meisterlin. In: Humanismus und Renaissance in Augsburg. Hrsg. von Gernot Michael Müller. Berlin/New York 2010 (Frühe Neuzeit. 144), S. 237–274, insb. S. 249–250.

⁶⁹⁸ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 215.

⁶⁹⁹ Anthony Grafton, April Shelford, Nancy Siraisi: *New Worlds, Ancient Texts. The Power of Tradition and the Shock of Discovery*. Cambridge 1992, S. 58; vgl. auch ebd., S. 256.

⁷⁰⁰ Ebd., S. 42 sprechen Grafton/Shelford/Siraisi von einer „kaleidoscopic variety of juxtapositions and compounds“, die das Korpus antiker Texte ermögliche (was sie an dem Beispiel aufzeigen, wie frühneuzeitliche Gelehrte fremde Kulturen und die ‚Neue Welt‘ erfassen).

*ein exempel macht und glaubt, dass sie etwann vonn ein reichen König oder Fürsten auß der alten Welt auff diese werckstatt kommen sei,*⁷⁰¹ bringt genau das Projekt auf den Punkt, das im Anschluss vorgeführt wird. Wer wie die Redemaske genügend ambitioniert ist, kann sich daran machen, mittels obgenannter Kombinatorik eine Abstammung zu erdichten, die bis auf die Noachiden zurückführt: indem beispielsweise ein höchst anschlussfähiger Sensationsfund fingiert wird, aus dem sich ‚Zeugnisse‘ für ganz unterschiedliche Ursprungsstrukturen ableiten lassen. Die grundlegende Methode fußt dabei auf einem beweglich gemachten Buchwissen, mit dem sich ein Geflecht von Referenzen auf authentische autoritäre Texte dem Konstrukt unterlegen lässt.⁷⁰² Der Bastard, wie ihn das zweite Kapitel vorstellt, kann daher als passendes Bild für diejenige Art von agonaler Supplementarität gesehen werden, die sich durch die Kreuzung unterschiedlicher Überlieferungen innerhalb eines zirkulären Modells von Textproduktion ergibt: ‚bastardierte‘ Texte sind Texte, die durch die Vermischung von autoritativen, älteren Texten entstehen.

Über Supplemente als eminent dysfunktionale, „gefährliche“ Stellvertreter hat Jacques Derrida in seiner Rousseau-Lektüre nachgedacht. Derrida geht es hier, vereinfacht gesagt, um eine Paradoxie, die der Funktionsweise von Schrift als Supplement für das präsentische Wort inhärent ist: Schrift macht ihre ersatzhafte, supplementäre Funktion vergessen. Sie tut so, als wären sie die Präsenz, und ersetzt, statt nur zu ergänzen. Dass überhaupt mit Schrift supplementiert werden muss, macht auf einen grundlegenden Mangel aufmerksam: den Mangel der Präsenz.⁷⁰³ Die Supplementarität, die bei Fischart im ersten Kapitel anhand der Bastardierung der Welt modelliert und im zweiten Kapitel vorgeführt wird, beruht auf einer anderen Struktur – der Beziehung von Texten zu Texten –, macht aber auch auf einen Mangel aufmerksam.⁷⁰⁴ Dass der tradierte autoritative Kanon durch Supplemente ergänzt und kompatibel gemacht werden muss, verweist auf Brüchigkeiten und Widersprüche innerhalb des tra-

701 Fischart, *Geschichtsklitterung*, S. 49.

702 Vgl. dazu Christopher R. Ligota: *Annius of Viterbo and Historical Method*. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 50 (1987), S. 44–56.

703 Vgl. Jacques Derrida: *Grammatologie*. Übers. von Hans-Jörg Rheinberger, Hanns Zischler. Frankfurt a. M. 1974, S. 250: „Aber das Supplement supplementiert. Es gesellt sich nur bei, um zu ersetzen. Es kommt hinzu oder setzt sich unmerklich an-(die)-Stelle-von; wenn es auffüllt, dann so, wie wenn man eine Leere füllt. Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz. Hinzufügend und stellvertretend ist das Supplement ein Adjunkt, eine untergeordnete, stellvertretende Instanz. Insofern es Substitut ist, fügt es sich nicht einfach der Positivität einer Präsenz an, bildet kein Relief, denn sein Ort in der Struktur ist durch eine Leerstelle gekennzeichnet. Irgendwo kann etwas nicht von selbst voll werden, sondern kann sich nur vervollständigen, wenn es durch Zeichen und Vollmacht erfüllt wird“.

704 Vgl. hierzu auch die Beobachtung von Beate Kellner: *Apologie der deutschen Sprache und Dichtkunst in Johann Fischarts ‚Geschichtsklitterung‘*. In: *Daphnis* 49,3 (2021), S. 379–415, hier: S. 410: „Fülle und Mangel ziehen sich als leitende Isotopieebene durch das erste und das zweite Kapitel der *Geschichtsklitterung*“. Vgl. auch ebd., S. 411: „Der Poetik des Füllhorns mit ihrer Klangvielfalt und Diskurshäufung entspricht also auch eine Leere. In ihr spiegelt sich Fischarts Kritik an den humanistischen

dierten Buchwissens. Je mehr antike Texte im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts wiederentdeckt und in den gelehrten Diskurs eingespeist wurden, umso stärker geriet das tradierte Wissen in inhärente Unstimmigkeiten und unter Druck. Die sich daraus entwickelnde grundlegende Verschiebung in der Wissensstruktur der Zeit wurde in der Frühneuezeitforschung etwa als Spannung zwischen ‚Pluralisierung und Autorität‘ beschrieben.⁷⁰⁵ Ein zentraler Befund ist, dass gerade die Arbeit an der Auflösung dieser Spannung zu einer zusätzlichen Pluralisierung führte: Wenn das autoritative Wissen der Antike keine feste Ordnungsstruktur mehr bereitstellt, sondern seine inneren Widersprüche eine Vielzahl an Verbindungen erlauben, dann verweist jeder Versuch, die Widersprüche miteinander in Einklang zu bringen, auch auf mögliche Alternativen. Widersprüche werden durch die Arbeit an ihrer Auflösung zu ‚Schaltstellen‘, an denen die autoritativen Texte sich auf unterschiedliche Weise verbinden lassen. Das macht die Texte und ihr Wissen beweglich. Jedes Supplement, das sich an eine solche Schaltstelle setzt, eröffnet dergestalt die Möglichkeit zu weiteren Supplementen.

In den ersten beiden Kapiteln wird an zwei Stellen besonders pointiert über solche supplementären Verhältnisse nachgedacht. Die erste Stelle findet sich am Ende des ersten Kapitels. Dort wird vorgestellt, was für Dokumente im zweiten Kapitel präsentiert werden. Obwohl eigentlich ein ganzes Buch im Grab gefunden wird, bietet das zweite Kapitel nur ein an das Buch angehängtes *kley Anhänglin vnd Tractetlin* dar, also ein Supplement:

Zu end des bestimmten fleschenbüchleins stund für ein Mönchisch Korallen Corollari, Schulerisch Appendix, Historisch Supplement, Musicisch Cadentz, der Artzet Misch vnd fiat, Dialectisch Ergo, Retorisch Quamborem, Notarisch inn krafft diß Brieffs, der Prieffschreiber hiemit Gott befohlen, das Osterlich Allerleiluia, das Teologisch inn ewigkeyt Amen: ja für der Schneider knopff, der Spinnerinn schlupff, der Rimpffer Martsch, Pretspiler Lurtsch, das Schachtisch Matt, das Säuferisch Nägeinklopfen, Gaucklerisch Nemt so für gut, Betlerisch Danckhabt, jedermans Adi, der Kaufleut Summa summarum, vnd für die zwo zugebene Biren (aber *Mantissa obsonum vincit*, die zugab vbttertrifft schier die Schuldgab) da, sag ich noch eynmal, stund, eyn kley Anhänglin vnd Tractetlin, dessen Titul war wie nun gleichfolgen würd.⁷⁰⁶

Die Supplementarität dessen, was präsentiert werden soll, wird mit einer langen Liste von Supplementärem veranschaulicht, die das *Anhänglin vnd Tractetlin* ebenso als eine Art Schlussstrich vorstellt, wie sie es mit Überfluss in Verbindung bringt. Die Liste beginnt mit paratextuellen Textsorten, die am Ende von Texten stehen: Korollarium, scholastischer Appendix, historiographisches Supplement. Mit der *Musisch Cadentz* verschiebt sich das semantische Zentrum der Liste dann allerdings hin zu

und altertumskundlichen Interessen seiner Zeit, die das erste und zweite Kapitel der Geschichtsklitterung gründiert“.

⁷⁰⁵ Vgl. hierzu die zahlreichen Forschungsbeiträge aus dem SFB 573 „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15. bis 17. Jahrhundert)“ (2001–2011), <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/publ/index.html> [Zugriff: 01.12.24].

⁷⁰⁶ Fischart, *Geschichtsklitterung*, S. 55f.

formalisierten Schlüssen in den Wissenschaften (Musik, Medizin, Dialektik, Rhetorik) und weiter zu abschließenden Sprachhandlungen im Rahmen bestimmter Praktiken (des Briefschreibens, der Liturgie, der Handwerke, des Spielens, Trinkens, Bettelns).⁷⁰⁷ Die Formeln der Gaukler, Bettler und Kaufleute leiten zu einer merkantilen Praktik über, bei der der gehandelten Ware nach dem Wiegen noch zwei Birnen umsonst dazugegeben werden (*die zwo zugebene Biren*). In Klammern wird kommentiert: *aber Mantissa obsonum vincit, die zugab vbertrifft schier die Schuldgab*. Lat. *mantissa* meint eine Zugabe, „die mit der Hand zur verkauften Ware hinzugefügt wird, das heißt, das kleine Stück, das dem Gewicht hinzugefügt wird“.⁷⁰⁸ Lucilius verwendet die Wendung sprichwörtlich in seinen Satiren, um damit anzudeuten, dass manchmal die kleinen Zugaben oder Nebenpunkte eines Gesprächs oder einer Rede wichtiger oder wertvoller sind als das gesamte Hauptthema. Damit reflektiert die Wendung zum einen augenfällig die Funktionsweise der Liste, denn die Beifügungen, die Fischarts Text hier zum Wort *traicté* der Vorlage bietet,⁷⁰⁹ übertreffen die ‚Schuldgabe‘ der Übersetzung bei Weitem (dafür wären die am Ende genannten *Anhänglin vnd Tractetlin* ausreichend). In der Zeit findet sich das Sprichwort auch genau in diesem Sinne, um das Verhältnis von Ausgangsmaterial und eigener Bearbeitung zu reflektieren.⁷¹⁰ Mit Blick auf Fischarts ‚Marktplatz der Wörter‘ (vgl. Kap. 4.3.) ist zum anderen auch die merkantile Bildlichkeit, die hier herangezogen wird, um über den eigenen Überfluss nachzudenken, sprechend: Es geht der Erzählrede einmal mehr darum, *verba* an die Leute zu bringen. Weil die mit den *verba* verbundenen *res* der Geschichte in dieser Marktplatzrede die Funktion haben, das präsentierte Vokabular mit anschaulichen Vorstellungen und einer Ordnung (dem Gerüst der Geschichte) zu verbinden, sind sie sekundär und werden von der zugegebenen Wort-Ware um ein Vielfaches überlagert.

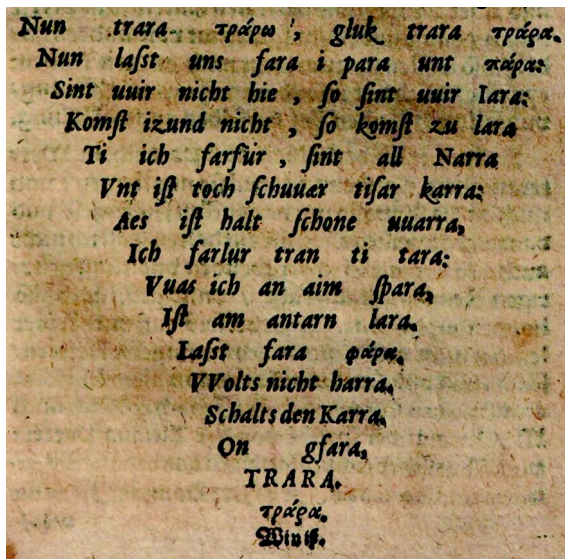
707 Vgl. auch Jan-Dirk Müller: Fischarts Altdeutsch: Sprachgeschichtliche Spielereien. In: Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. 37), S. 263–272, insb. S. 265.

708 Vgl. Calepinus, Ambrosius: PENTAGLOTTOS. Hoc est, quinque linguis, nempe Latina, Græca, Germanica, Flandrica, & Gallica constans [...]. Antwerpen: A. C. Diesthemius, 1546, fol. Bb7^v: *Mantissa, lingua Tusca dicitur additamentum, quod manu sit, rei quae venditur, id est, pauxillum illud, quod adjicitur ponderi. Lucilius: Mantissa obsonium vincit.*

709 Rabelais, Œuvres complètes, S. 9: *A la fin du livre estoit un petit traicté intitulé: Les Fanfreluches antidotées.*

710 Beispielsweise schreibt Celio Calcagnini zu seiner lateinischen Übersetzung von (Ps.-)Horapollon *Hieroglyphica* (ders., *De Rebus Aegyptiacis*. Basel: Froben, 1544), dass er Horapollon so ausgeschmückt habe, dass *plus est mantissa quam obsonium*, zit. n. Ludwig Volkman, *Hieroglyph, Emblem, and Renaissance Pictography*. Hrsg. und übers. von Robin Raybould. Leiden/Boston 2018 (Brill's Studies in Intellectual History. 281,28), S. 60.

Nach rund 22 ebenso wörtlichen wie funktionalen Supplementen wird wieder an den Hauptsatz angeschlossen und es folgen die grammatischen Subjekte des Satzes: *da, sag ich noch eynmal, stund eyn kleyn Anhänglin vnd Tractetlin*. Die ganze semantische Bewegung der Liste wird damit auf diese beiden Begriffe – und auf ihre im folgenden Kapitel präsentierten Entsprechungen – aufgepfropft. Das stellt in Aussicht, dass sich diese Bewegung ebenfalls im zweiten Kapitel vollzieht, wo der Inhalt des *Anhänglin[s]* präsentiert wird, dass also dieses *Historisch Supplement* von der Schlussformel zur poetischen Zugabe führt. Eine solche Bewegung lässt sich auch durchaus im Text nachzeichnen, insofern das zweite Kapitel mit dem vermeintlich historischen Supplement, das unter dem Titel *Pantagruelische Vorsagung* präsentiert wird, einen satirischen Schlusstrich unter die Frage nach dem Ursprung der Völker und Sprachen zieht und in die poetische Zugabe – das Dichten eines deutschen Epos – wechselt. Dieser Wechsel vom historischen ins poetische Supplement wird mit einem kleinen Gedicht (vgl. Abbildung 2) markiert, das selbst als Beiwerk der *Vorsagung* gerahmt ist (der Titel verspricht: *sampt den vvanfrolichen Gluktratrara*).⁷¹¹ Folglich wird das Gedicht als eine Art ‚Supplement des Supplements‘ präsentiert:



Nun trara τράρα, gluk trara τράρα.
 Nun lasst uns fara i para unt πάρα:
 Sint uuir nicht hie, so sint uuir lara:
 Komst izund nicht, so komst zu lara
 Ti ich farfür, sint all Narra
 Vnt ist toch schuuær tisar karra:
 Aes ist halt schone uuarra,
 Ich farlur tran ti tara:
 Vuas ich an aim spara,
 Ist am antarn lara.
 Lasst fara φάρα,
 VVolts nicht harra,
 Schalts den Karra.
 On gfara,
 T R A R A.
 τ ρ ά ρ α .
 Win iß.

Abbildung 2: Fischart: Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung [...]. Straßburg: Bernhard Jobin, 1590, S. 66 (fol. C6r).

⁷¹¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 57.

Man kann den Inhalt des Gedichts mit etwas Spekulation vielleicht so verstehen: *„Nun trara traro, gluck trara trara! Nun lasst uns fahren, hin und her! Sind wir nicht hier, so sind wir da. Kommst du nicht jetzt, so gehst du leer aus. Die, die ich verführ, sind alles Narren und doch ist dieser Karren schwer: Es ist halt schöne Ware. Ich verliere daran die Tara [das Gewicht einer Verpackung, das beim Kaufpreis abgezogen wird]: Was ich am einen spare, das ist am anderen leer. Lasset fahren, wollt nicht harren, schaltet den Karren, weitergefahren, trara, trara!“* Durch die Rhythmik und die zunehmende Kürze der Verse wird eine Beschleunigung suggeriert, die die Szene eines immer schneller auf seinem Karren davonholpernden Marktschreiers evoziert. Inhaltlich scheint es um ein merkantiles Geschehen zu gehen, bei dem Narren mit schöner Ware zum Kauf verführt werden. Das lässt sich als satirischer Kommentar auf die Verkäufer von Wunderzeitungen und Prognostiken sehen. Hier könnte also der Verkäufer von Schriften wie der *Pantagruelischen Vorsagung* weiterklappern, nachdem er einen zum Narren gehalten hat. Zugleich wird behauptet, das Gedicht sei eigentlich gar nicht da, denn über ihm steht wie ein Titel: *Deest Vvas abest fon den Krotteschischen kluftgrillen*.⁷¹² Da sich das ganze zweite Kapitel als der Inhalt eines verfaulten, zerfressenen Buches inszeniert, brechen die darin präsentierten Texte ab und es wird Textverderbnis markiert (*DESUNT Di nicht da sind*).⁷¹³ Das wirft die Frage auf, ob man das Gedicht nun tatsächlich als einen der Texte zu verstehen hat, die in besagtem *Anhänglin* stehen, oder ob das ganze Gedicht eine Figuration des korrumpierten Textträgers darstellen soll. Ist das also eine Inszenierung der am Text nagenden *Krotteschischen kluftgrillen*, die hier recht wörtlich den Text zersetzen, bis nichts mehr da ist? Folgt man dieser Lesart, könnte man das Ganze vielleicht als Verspottung parasitärer Druckerpraktiken deuten, die mit minderwertiger Ware den Markt fluten.

Zugleich inszeniert sich das Gedicht aber auch als wörtliches Echo auf die *Pantagruelische Vorsagung*, die in der letzten Strophe *tis Trara* und *[t]is Quot libet fon ter Trommet* genannt wird.⁷¹⁴ Dieser Trompetenklang – *Trara* – hallt hier in den *ara-/arra*-Reimen wider, wie ein langsam verklingendes Echo. Denn das Gedicht zersetzt sich mit formaler Strenge selbst, wird alle zwei Verse eine Silbe kürzer, bis nach den letzten beiden Trompetenstößen nichts außer durstiger Leere und ein zum Trinken aufforderndes *Win iß* („Fin-is“) übrigbleibt. Diese Bewegung von Fülle zu Leere hat

⁷¹² Ebd., S. 65.

⁷¹³ Ebd., S. 69.

⁷¹⁴ Vgl. ebd., S. 65. Da eine bereits zu beobachtende Wirkung (*Secht wi jr ta ergaistert stât*) benannt und mit *tis Trara* verbunden wird, ist es plausibler, dass die *Pantagruelische Vorsagung* hier primär deiktisch auf sich selbst verweist. Auch der Verweis, dass dieses „Quodlibet“ *ti Siwill geret* habe, ist wohl auf die eben beendete Vorsagung zurückzubeziehen.

auch eine poetologische Dimension. Denn vor dem Hintergrund der im Prolog entfalteten weinseligen Poetologie lässt sich die Aufforderung zum Trinken auch als direkte Aufforderung zum Weiterdichten verstehen. Der Eindruck verstärkt sich dadurch, dass mit *Win iß* hier eine Art Klammer geöffnet wird, die den ganzen Rest des Romans umspannt, bis der Text mit den Worten endet: *FINIS. Win uß*.⁷¹⁵ Zudem wird direkt im Anschluss tatsächlich im Text eifrig weitergedichtet. Was auf das eigentümliche Gedichtchen folgt, ist nichts weniger als der (nicht ganz ernste) Versuch, ein deutsches Epos zu schreiben, das überdies auch noch beweisen soll, dass die Dichtkunst ursprünglich deutsch ist und von den anderen Völkern, die sich jetzt damit schmücken, lediglich gestohlen wurde.

Folglich verklingt hier zwar das *Trara*, aber das Dichten ist noch keinesfalls am Ende. Es wechselt lediglich Sprache und Gattung, um nochmals von Neuem zu beginnen und ein weiteres poetisches Supplement zu produzieren. Während in der *Pantagruelischen Vorsagung* ein Ursprungsmythos in einer pseudo-germanischen Ursprache besungen wurde, rumpelt die Sprache hier mit dem Glucktrara-Gedicht hinüber ins Griechische, um sich von dort mit den metrischen Formen der antiken Dichtung ihr eigenes *Erbgedicht* zu setzen.⁷¹⁶ Jeder der Texte im Ensemble des zweiten Kapitels lässt sich als jeweils anderer Versuch desselben Projektes verstehen: die Suche nach einem Ursprung für die eigene Produktivität. Der Titel des zweiten Kapitels stellt jedenfalls in Aussicht, dass man aus dem Präsentierten *die Oraculisch Tripodisch Poetisch ergeysterung ersehet*.⁷¹⁷ *Ergeysterung* (eine Ad-hoc-Bildung von Fischart) ist eine recht wörtliche Entsprechung für lat. *inspiratio*.⁷¹⁸ Für diese scheinen im zweiten Kapitel drei unterschiedliche Modelle vorgestellt und eingeübt zu werden: Die *Pantagruelische Vorsagung* überführt die historiographische Methode in die Dichtung und verschaltet (mindestens) fünf Überlieferungen zu einem höchst eigenwilligen Mythos in pseudo-germanischer Ursprache, der mit einem aus tausend Höhlen strömenden Süßfluss dem ganzen Roman einen wörtlich *grotesken* Ursprung setzt. Das Glucktrara hingegen setzt beim Modell ‚Echo‘ an und lässt den

⁷¹⁵ Ebd., S. 565.

⁷¹⁶ Ebd., S. 67: *Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen dunste/ Jn nemmen fom angesicht, Vns nemmen zum Erbgedicht.*

⁷¹⁷ Ebd., S. 57.

⁷¹⁸ Elsa Kammerer: Enthousiasme, fureur et ergeysterung. Une nouvelle hypothèse d'interprétation du ‚Glucktratrara‘ de Johann Fischart (1575–1590). In: *Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle)*. Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (*Travaux d'Humanisme et Renaissance*. 598), S. 349–366, hier: S. 366 kommt in ihrer Analyse zu dem Schluss, dass zumindest das zweite Kapitel „peut de ce point de vue être interprété comme l'expression réelle d'une ambition pour la langue poétique allemande [...]“.

Text in sich selbst nachhallen. Das Erbgedicht schließlich greift das tradierte Modell *imitatio* auf – und scheitert recht spektakulär in der Nachbildung des Hexameters.⁷¹⁹

7.3 Unter Zwergen begraben

Obwohl die ganze Welt bastardiert ist und alle Genealogien korrumpiert sind, wird Gargantuas Abstammung zu Beginn des ersten Kapitels als sicher verbürgt vorgestellt. Sein Geburtsregister kann, wie es zu Beginn heißt, *von staffel zu staffel vnd stigenweiß so gewiß auß dem Schiff Noe* hergeleitet werden. Das gründet, wie man nun erfährt, darauf, dass Gargantuas Abstammung kein Buchwissen zugrunde liegt, sondern sich vermeintlich auf archäologische Fakten stützen kann. Der *Stamm* wurde nämlich bei Grabungsarbeiten entdeckt:

Vnser Pantagruels Noachischer Stamm aber, der auß dem Seethurn Saturni herkommet, ist eben so wunderlich als des Henrich von Soliaco König Arturs Grab gefunden worden, oder die Koccayschen, durch Jan Audeau [...]. Dann als der König Wasso von Wäsel [...] die Statt Augst, durch die Allemannen zerstört, wider auffbawen, vnnd nach seim Namen Wasle nennen wolte: auch deßhalben das Fundament, oder, wie der Bauer sagt, das vnten am End, ergraben liesse: da geriechten seine Pickler, Karsthansen, Schantzgräber vnnd Scheuffler auff eynen Kupffern boden: dessen breite noch lenge sie ein gantz Jar nicht erbickelen mochten [...]. Sie hetten auch wol jhr lebtage daran geschickelet vnd gebickelet, vnd weren doch darmit nit fertig worden: dieweil dieser kupffern Todenkasten zu den vier Eckmören reichete: vnd weit weit das hundertkläffterig Grab des fünfftausentjährigen Macroseir bei Athen vbertrafe: Sintemal das Haupt daruon zwischen Mörselien inn Bruchwalen vnnd Gânua im Lugerland lage: die Achssel aber im Rauhen Rachen bei Augst, da diese Grundfaher Gruben: der Bauch vnter dem Eychelsteyn zu Mentz, da die Beut von den schnäbeligen Armen Gecken soll stecken. Sein latz streckt sich biß gehn Köln vnter das Kloster zu den schwartzen Schwestern: Sein fuß badet er im verfallenen Schloß Katwick gegen Engelland vber [...]. Mit der lincken Hand tâttschelet vnd wâtschelet er im Mörport bei der Rostigen Roßschellen, inn Zeltwahlen oder Santwohnerland, darvor etwann die Kûhschellen lagen. Sein Rechte aber ist durch ein Erdbibem etwas verruckt worden, als Atlas die Erdkugel auff die ander Achssel wolt abwechseln [...].⁷²⁰

Der Erzählkommentar zu Beginn macht mit den *Koccayschen* Gräbern darauf aufmerksam, dass hier gerade selbst emsig gedichtet wird. Denn damit wird erneut auf Merlin Coccai (Teofilo Folengo) angespielt, dessen *Baldus* eine ähnlich spektakuläre

⁷¹⁹ Vgl. die luzide Interpretation von Kellner, *Apologie der deutschen Sprache*, S. 401–411.

⁷²⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 51f.

Rahmenerzählung mit Grabfund kennt. Nicht nur die Markierung literarischer Tradition legt es nahe, den Fund des Grabes und der darin liegenden Chronik als ähnliche Mise-en-abyrne-Konstruktion zu deuten. Auch der Umstand, dass es sich hier bereits um das zweite Grab handelt, von dem im Text berichtet wird, legt eine solche allegorische Deutung nahe. In der Widmungsvorrede wurde ein Epitaph präsentiert, das auf Rabelais' Grab stehen soll. Darin wird Rabelais' Neigung zum Wein poetisch zugespitzt: Wenn aus Totem und Verfaulendem *etwas anders werden* könne, dann würde aus dem Magen, den Kutteln und – irritierenderweise – auch aus den Ovarien des Autors eine Weinrebe wachsen.⁷²¹ Ferner habe Rabelais so viel getrunken, dass *sein Leib vnd Dárm durchweint* waren, was ihn so konserviert habe, dass *Rabeles Nam vnd Wesen / Nimmer verfaulen nit*.⁷²² Am Grab zeigt sich Rabelais' Fortbestehen ferner an einem Wunder: *diß Grab weinlet stât* und mache die Besucher betrunken.⁷²³ Zwischen beiden Gräbern, dem von Rabelais und dem Riesen-Grab, gibt es auffällige Entsprechungen. Beim Öffnen des Riesen-Grabes hagelt es, wie im ersten Kapitel erzählt wird, beispielsweise Weinstein – auch dieses Grab *weinlet* also noch immer. Weinstein entsteht ferner durch Gärung, was die Morphologie der gärend-produktiven Verwesung aufgreift, die in Rabelais' Epitaph entworfen wird (wie *[die] Maden auß den faulen Käsen* kann das Verwesen *ander wesen gestalten*).⁷²⁴ Schließlich wird auch im Riesen-Grab ein Epitaph gefunden, das ausgerechnet auf einem Trinkbecher steht und eine makkaronische Verschränkung von lat. *bibere*, dt. *Weinbeere*, lat. *vivere* und dt. *leben* vollzieht. Es lässt sich folglich als eine stark verkürzte Zusammenfassung von Rabelais' Grabgedicht lesen, das dessen beide Kernbegriffe Leben und Trinken chiasmisch miteinander verschränkt – und zwar in dem weinseligen Zustand entdifferenzierten Sprechens, der im Prolog zur Grundlage der Dichtung erklärt wurde. Auf ein solches sich seiner Tradition bewusstes Nachlallen ließe sich auch die Deutung beziehen, die im Erzählkommentar erfolgt: *Diß war sein Hieroglyphisch Grabschrift, so nit alleyn sein wesen anzeyget, sondern auch bedeitet, wie die lebhaftten Weinbören vnd das lieb Weinelen mit der zeit von dem Ort an, den Rhein oder Weinstram hinab solt also fort wachsen*.⁷²⁵ Hier wird wieder eine Weinrebe imaginiert, die aber nicht nur aus Rabelais' Grab, sondern *den Rhein oder Weinstram hinab* wachsen soll, was eine Tradierung in den Oberrheinischen Raum vorstellt.

Liest man den Grabfund im ersten Kapitel als narrative Entfaltung von Rabelais' Epitaph, scheint hier auch der Bezug zur Vorlage imaginiert zu werden. Nicht ganz

721 Ebd., S. 9. Zur Deutung vgl. Trösch, Wilde Semiose, S. 188–189, wo argumentiert wird, dass mit den Eierstöcken die Vorlage als passives Material markiert werde, gegenüber dem sich das (traditionell männlich konnotierte) Formprinzip von Fischarts Text abheben lasse.

722 Fischart, Geschichtklitterung, S. 11.

723 Ebd.

724 Ebd., S. 9.

725 Ebd., S. 53.

klar wird allerdings, wie dieser Bezug genau zu verstehen wäre: Steht der verwesende Körper, wie jüngst Trösch vorgeschlagen hat, für das durch Gärung seiner Eigenschaften entleerte Ausgangsmaterial der Vorlage, das poetisch transformiert werden kann?⁷²⁶ Oder ist die aus dem verwesenden Körper erwachsende Weinrebe mit ihrer vitalistischen Bildlichkeit als Medium der Inspiration zu verstehen, das wie der Wein, der die Grabbesucher noch immer trunken macht, von der Vorlage in den sie aneignenden Text übergeht? Oder wird hier eine dichterische Verlebendigung der in der Allegorie ja als selbst in der Zersetzung noch überraschend vital imaginierten Vorlage ins Bild gesetzt (der Riesen-Urahn traktiert bspw. selbst im Tod noch mit seiner Männlichkeit ein Nonnenkloster)? Was mir zentral scheint, ist die übergeordnete Beobachtung, dass in der Allegorie – wie auch immer man sie genau deutet – über ein Verhältnis zwischen Vorlage und Text nachgedacht wird, das nicht auf einer linearen Abstammung beruht, sondern mit den Bildern des Zersetzens und Wachsens jene Vorstellungen von Zirkularität wieder aufgreift, die zu Beginn des ersten Kapitels verhandelt werden. Auch die Supplementarität erhält ihre prägnante Reflexionsfigur im Parasiten, den Maden, die in Rabelais' Epitaph aus der verfaulenden Materie wachsen, und dem ganzen Ungeziefer, welches das Buch zerfressen hat, das im Riesen-Grab gefunden wird.⁷²⁷

Die Schilderung des Grabfundes evoziert aber noch ganz andere allegorische Sinnbezüge. Die Idee eines subterranean Gigantenkörpers hat nicht nur Vorläufer in der Mythologie,⁷²⁸ sondern stellt auch ein groteskes Echo der personifizierten Europakarten des 16. Jahrhunderts dar, auf denen die europäischen Gebiete die Figur einer Königin (*Europa regina*) formen.⁷²⁹ Besonders nahe an der Fischart'schen Gigantographie liegt die allegorische Erzählung vom Riesen „Christian Groß India“, die sich in

726 Trösch, Wildes Übersetzen, S. 198 deutet die Stelle als Allegorie des Übersetzens. Die Vorlage werde durch Verwesung zum „Nullzustand des Textes“ zersetzt, was dem alchemistischen Prozess der *putrefactio* entspricht; „die von allen Eigenschaften entledigte *materia prima*“ bildet das Material für die produktiven Transformationen des Übersetzungstextes.

727 Vgl. Bernhard Siegert: Parasit. In: Handbuch Literatur & Ökonomie. Hrsg. von Joseph Vogl, Burkhardt Wolf. Berlin/Boston 2019 (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie. 8), S. 227–230, hier: S. 227: „Diese nicht-reziproke Ökonomie [des Parasiten] ist zugleich mit verantwortlich dafür, dass der Parasit zur Figur des Unselbständigen kat'exochen werden konnte, zur Figur des Supplements, des Nicht-Ursprünglichen, des Uneigentlichen“.

728 Vgl. etwa den Titan Typhon, der laut dem Mythos von Zeus unter Sizilien begraben wurde und dessen subterrane Bewegungen eine mythische Ätiologie für den Vulkanismus liefern, vgl. Lutz Käppl: Art. Typhoeus, Typhon. In: Hubert Cancik, Helmuth Schneider, Manfred Landfester: Der Neue Pauly. Bd. 12/1. Stuttgart 2002, S. 943–944.

729 Vgl. hierzu den Überblick von Wolfgang Schmal: Europa – die weibliche Form. In: L'Homme 11,2 (2000), S. 211–233.

Laux Lerchers *Neuwe Zeitung vom großen Mann* (um 1547) findet.⁷³⁰ Bei Lercher wird der Riesenkörper auf eine Weise in die Topographie projiziert, die Fischarts Riesen geradezu bescheiden dimensioniert wirken lässt. Nicht nur Kopf, Achsel, Bauch, Hände und Füße finden bei Lercher ihre Entsprechung auf der Landkarte, sondern etwa auch die Augenbrauen (*lenger dann der thurn zu Wien*), die Nasenlöcher (*eins als groß wie das Hertzogthumb Luthringen*) oder das Gemächt (*als groß wie dz Hertzogthumb Sachsen*).⁷³¹ Bei Fischart stellt sich die Frage, wofür der unter ganz Europa liegende Riesen-Sarg genau stehen soll. Blickt man auf die einzelnen Markierungen in der frühneuzeitlichen Topographie, dann fällt auf, dass der Sarg *unter* einer auffällig römisch konnotierten Fläche liegt. Zum einen befinden sich bis auf die ins Pinzgau verrückte Hand alle Körperteile nicht nur unter römischen Siedlungen, sondern ebenso unter zentralen Knotenpunkten des römischen Straßen- und Handelsnetzes.⁷³² Auch die verrückte Hand streckt sich *durch das Kropffreich Pintzgau hinauß* und müsste eigentlich, insofern der Sarg wirklich *zu den vier Eckmören* reichte, beim Schwarzen Meer zu liegen kommen. Damit einher geht, dass auffällig viele römische Monumente über dem Sarg anzutreffen sind: das verfallene Schloss in Katwijk bezieht sich auf die dort 1520 bei einem Sturm freigelegten Ruinen des römischen Kastells Lugdunum, das an der Mündung des alten Rheins in die Nordsee stand. Die Achsel liegt unter den Ruinen von *Augusta Raurica* (heute: Augst) und der Bauch unter dem Drususstein in Mainz. Das impliziert allerdings, dass der Urahn des Riesen-Geschlechts selbst aus vorrömischer Zeit stammt, liegt sein Körper doch eine archäologische Schicht tiefer als die Denkmäler des römischen Imperiums.

Die Ausgrabung erfolgt ferner, so wird erzählt, in Augst – also ausgerechnet dort, wo die allegorisch signalkräftige Schulter des Riesen liegt (*achsel* bezeichnet im Frnhd. auch die Schulterpartie). Kaminski sieht darin eine Anspielung auf das von Bernhard von Chartres überlieferte Gleichnis der Zwerge, die sich auf die Schultern eines Riesen stellen.⁷³³ Wenn man bedenkt, dass das Gleichnis traditionell dazu herangezogen wurde, um den Anschluss an Errungenschaften der griechischen und römischen Kultur ins Bild zu setzen, scheint mit der quasi-archäologischen Ausgrabung des Riesen nicht nur ein „radikal-historischer“ Zugriff auf die Vergangenheit ins

⁷³⁰ Darin wird erzählt, wie der Riese Christian die Jungfrau Europa heiratet. Ihre Kinder (12 Riesen, 12 Helden und 6 Jungfrauen) personifizieren die europäischen Länder, vgl. dazu Nicolas Detering: Europa und der Riese. Der groteske Körper des Kontinents im humanistischen Europadiskurs: Laux Lerchers ‚Neuwe Zeitung vom großen Mann‘ (1546). In: Archiv für Kulturgeschichte 101,2 (2019), S. 377–400.

⁷³¹ Laux Lercher: *Newe Zeitung vom großen Mann/ wie des Königs auß portugals Schiffleut eynen grossen mann haben zu wegen bracht/ heißt Christian groß India [...]*. [s. l. s. n., ca. 1547], fol. Aij^{r-v}.

⁷³² Vgl. die vom OmnesViae-Projekt digitalisierte Rekonstruktion einer römischen Straßenkarte um 300 n. Chr. (Grundlage der Rekonstruktion ist die Peutingersche Tafel), OmnesViae, <https://www.omnesviae.org> [Zugriff 01.01.24].

⁷³³ Vgl. Kaminski, *Gigantographie*, S. 273–304.

Bild gesetzt zu werden,⁷³⁴ sondern es wird dabei auch ein ganz anderes Narrativ konstruiert. Denn mit dem Riesenkörper, der bei Fischart eine Schicht tiefer zu liegen kommt, wird auch die *maiestas antiquitatis*, für die der Riese im Gleichnis steht, bei einer früheren Zeitstufe angesetzt. Das wiese der römischen Kulturschicht, deren Denkmäler auf der *achsel* liegen, den Platz von Zwergen zu. Liest man den Bericht der Ausgrabung und das zweite Kapitel vor der Folie dieses Gleichnisses, zeigt sich darin eine historischer Rückbezug, dem es nicht darum bestellt ist, sich auf die Schultern eines Riesen zu stellen, sondern darum, den Riesen erst einmal unter dem ‚Schutt‘ der römischen Kultur auszugraben, um damit überhaupt die Bedingungen für ein produktives Ansetzen zu ermöglichen. Die frnhd. *achsel*, die innerhalb der entworfenen Fiktion den Zugriffspunkt auf den Riesen darstellt, bezeichnet überdies auch eine Ast- oder Zweigansatzstelle.⁷³⁵ Mit der Achsel in Augst ist in diesem Sinne auch diejenige Stelle genau bezeichnet, bei der an einem Stamm (es handelt sich beim Fund angeblich ja um *Pantagruels Noachischen Stamm*) etwas angesetzt wird. Dabei handelt es sich allerdings gerade nicht um eine historische Rekonstruktion, sondern um eine poetische Aufpfropfung – es wird nämlich demonstrativ gefälscht.

7.4 Das letzte Wort zum Anfang? Satirischer Schlusstrich

Wenn der Gegenstand, von dem erzählt werden soll, das latente Substrat des sich zwischen ‚vier Eckmeeren‘ erstreckenden europäischen Kontinents darstellt,⁷³⁶ wird das Erzählen als archäologisch-rekonstruierender Akt imaginiert. Für diese eigenwillige Rekonstruktion wird auf Praktiken zurückgegriffen, die sich auch in der Historiographie der Zeit finden. Die im Grab gefundenen Schriftartefakte werden, wie in diesem Kapitel gezeigt wird, nicht nur auf den brisanten Diskurs zur Frage nach dem Ursprung der Sprachen und Völker scharf gestellt, sondern regelrecht als dessen *summa summarum* und abschließende Klärung gerahmt: als *Supplement supplementi Chroniconum*.⁷³⁷ Der Roman zieht damit einen satirischen Schlusstrich und überantwortet das Konstruieren von Ursprüngen der Dichtung.

Der Riesen-Urahn wird in Augst ausgegraben. Im handschriftlichen *Buchli der hundert Capiteln* (zw. 1498 und 1510 entstanden), dessen Verfasser in der Forschung ‚Oberrheinischer Revolutionär‘ genannt wird, findet sich ein ausgesprochen interes-

734 Ebd., S. 286.

735 Vgl. Lemma ‚achsel‘ im FWB-online, <https://fwb-online.de/lemma/achsel.s.1f> [Zugriff: 01.12.24].

736 Vgl. Johannes Stumpf: *Schwyzer Chronica: auss der grossen in ein handbüchle zusammen gezogen* [...]. Zürich: C. Froschauer, 1554, fol. aiii^r: *Europa der dritte vnd kleiner teil deß Erdtrichs [...] stoßt gegen Aufgang auff Asiam [...] an das Euvinisch Meer* [in der großen Chronik auch das „Helspontisch Meer“ genannt]. *Gegen Mittag auff Aphricam/ berürt es das Mittelmeer. Gegen Nidergang endet es am Hispanischen Hochmeer. Vnd auff Mitternacht am grossen Oceano, genannt das Mitternächting Meer.*

737 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 460.

santer Geschichtsentwurf.⁷³⁸ Der Oberrheiner, dessen Wirkungsgeschichte sich im 16. Jahrhundert wohl über gelehrte Netzwerke zwischen Basel und Straßburg erstreckte,⁷³⁹ gibt nämlich an, dass Augst – im *hertz europe* – von niemand anderem als von Japhet, dem Sohn Noahs, gegründet worden sei: *Iaphet zucht mit sinen sonen in europa vnd buwet augustam, das ist ietz basel, ein stat vff dem rin. Darumb <zwischen> bingen vnd basel, genant elsas, das ist das hertz europe.*⁷⁴⁰ Dass die Deutschen von den Noachiden abstammen, ist ein gängiges Geschichtskonstrukt, auf das auch bei Fischart Bezug genommen wird (etwa, wenn lakonisch festgestellt wird, dass *gantze Postillen* von Völkern von *Noe Kasten auß vorhanden* seien).⁷⁴¹ In der Zeit, etwa bei Heinrich Bebel, Franciscus Irenicus oder Conrad Peutinger,⁷⁴² wird für solche Konstrukte ein Ahnherr namens *Tuisco*, von dem Tacitus in seiner *Germania* berichtet, an den Anfang gestellt, weil Annius von Viterbo (Giovanni Nanni) Tuisco in seinen breit rezipierten *Antiquitatum variarum volumina XVII* (1498) zum Noachiden erklärte. Im näheren historischen Kontext der *Geschichtklitterung* bezeugen Michael Holtzwards *Eikones veteris Germaniae heroum*, 1573 bei Jobin erschienen, diese Ahnenreihe. Die bebilderte Reihe der zwölf ersten deutschen Helden beruft sich auf Wolfgang Lazius' *De Migratione Gentium* und erhebt Tuisco zum *pater Germanorum omnium*.⁷⁴³ Tuisco habe, wie in der Bildbeschreibung steht, die Sprache vor der babylonischen Sprach-

⁷³⁸ Das *Buchli der hundert Capitel*n scheint auf den ersten Blick hochgradig spekulativ und dadurch eher am Rande des historiographischen Diskurses der Zeit anzusiedeln zu sein. Dem ist, wie Frank L. Borchard argumentiert, aber nicht so, vgl. ders.: *German Antiquity in Renaissance Myth*. Baltimore/London 1971, S. 119: „While it is difficult to distinguish between imagination and gall in his outrageous assertions, they do have a great deal in common with the older and similarly preposterous historical writing for popular consumption. The differences between story and history, as we have seen at length, were not quite fully developed in the popular tradition. Even northern humanism left something to be desired in this regard, and the Anonymous is not all that remote from his humanist equivalents“. Vgl. zum *Buchli der hundert Capitel*n auch Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 398–399.

⁷³⁹ Vgl. Anonym: *Der Oberrheinische Revolutionär. das buchli der hundert capiteln mit XXXX statuten*. Hrsg. von Klaus H. Lauterbach. Hannover 2009 (MGH Staatsschriften. 7), fol. 33f.; wegen des Lokalpatriotismus, der das Elsass zum *hertz europe* erhebt, irritiert es, dass Augst und Basel durchgängig gleichgesetzt werden.

⁷⁴⁰ Ebd.

⁷⁴¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 43.

⁷⁴² Seltener werden Japhets Sohn Gomer (etwa bei Melanchthon) oder sein Enkel Aschkenaz (so bei Aventin) zu Ahnherren der Deutschen erhoben, vgl. den Überblick über die verschiedenen ‚deutschen‘ Geschichtskonstrukte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Arno Borst: *Der Turmbau zu Babel*. Bd. 3 von 4. Stuttgart 1960, S. 1056–1080. Vgl. dazu auch Herfried Münkler, Hans Grünberger: *Origo et Vetustas*. In: *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller: Italien und Deutschland*. Hrsg. von Herfried Münkler, Hans Grünberger, Kathrin Mayer. Berlin 1998 (Politische Ideen. 8), S. 249–262.

⁷⁴³ Vgl. Holtzwardt, *Eikones cum brevissimis descriptionibus*, 1573, fol. Aiiiij^r. Die *Eikones* finden sich 1581 mit einer von Fischart verfassten *Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen* als Anhang zu Holtzwards *Emblematum Tyrocinia*. Vgl. hierzu Brockstieger, *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste*, S. 34–42.

verwirrung in den deutschsprachigen Raum eingeführt. Dass Japhet beim Oberrheiner direkt zum Stammvater der Deutschen erklärt wird, zielt auf eine ähnliche Sprachursprungs konstruktion, mit der das Deutsche als adamtische Sprache ausgewiesen werden soll. Wichtig für solche Konstrukte ist, dass der Noachiden-Sprössling, der als Stammvater angesetzt wird, vor der babylonischen Sprachverwirrung nach Europa gelangt war, damit er die adamtische Sprache ‚unverwirrt‘ überführen konnte.⁷⁴⁴ So ist Japhet beim Oberrheiner tatsächlich nicht nur der Stammvater der Deutschen, sondern das Deutsche überdies die adamtische Sprache. Und dieser Japhet liegt laut dem Oberrheiner in genau der Gegend um Augst begraben, wo auch bei Fischart gegraben wird: *Von ougst vnder dem rhin <got> ein weg gon instein. Zû instein liegt Jiaphet begraben.*⁷⁴⁵ Beim Oberrheiner findet man bei Augst einen Weg, der zu Japhets Grab führt. Dass bei Fischart ausgerechnet in Augst das Grab eines Urahns ausgegraben wird, verschiebt die Frage nach der Abstammung des Protagonisten folglich auf das Gebiet kulturpatriotischer Ursprungs konstrukte. Ausgegraben wird in Augst zudem *das Fundament, oder, wie der Bauer sagt, das vnten am End.* Die hier als Bauernetymologie gerahmte Wendung ‚das Unten am End‘ ist vielleicht nicht nur vom Klangmaterial inspiriert, denn *Ende* ist laut einer Chronik der Zeit das Benennungsmotiv von Gomer, einem Sohn Japhets (der bspw. bei Melanchthon zum Urahn der Germanen erhoben wird).⁷⁴⁶ Wer unten am Ende – unter Gomer – gräbt, so könnte man spekulieren, müsste folglich auf Japhet stoßen.

Ein weiterer Bezugspunkt zum kulturpatriotischen Diskurs liegt in der gigantologischen Anlage der ganzen Ursprungs fiktion, denn in Augst wird ein Riese ausgegraben.⁷⁴⁷ Für die Verbindung von Noachiden und Riese, die in der *Geschichtklitterung* mit dem *Pantagruelisch Noachisch Stamm* behauptet wird, steht Annius Pate, der seinen chaldäischen Chronisten Berosus bezeugen lässt:

744 Vgl. Anonym, Der Oberrheinische Revolutionär, fol. 33^v–34^r: *Aber Jiaphet, der oberste kunstri chest, wie ob gemelt, zoch vff den rhin vnd buwet ougst, ietz basel hundert ior for dem turn babel. Daruff tusch in zwei vnd siebetzig sprochen wart zerteilt, wan ieclicher meister mit sinem folck macht sunder sproch. Darus kan alman warlich verston, daß Adam ist ein tuscher man gewesen; darumb heissen wier tuschen in allen sprochen ‚almans‘, wan for der zerstörung was tusch almans sproch. Als dan di bibel clarlich dar dütt, Noe mitt sinen sonen kinderen hatte nur ein sproch, als der text ‚et erant omnes in archa vnus labie‘, das ist ein sprochs Adams, wan kein verenderung ist gewesen fur der sunt flus: der sproch, den Adam sproch, das ist almantz sproch, darumb die tuschen hiessen in latin almani.*

745 Ebd., fol. 40^v.

746 Vgl. Erpold Lindenbrog: *Chronica Von dem Scheutzlichen Kriege welchen die Cimbri mit dem Römischen Volcke gantzer Acht Jahr geführet [...]*. Hamburg: J. Wolff, 1589, fol. Aij^v: *Gomer heist Enden/ entweder das seine Nachkomende das ende halten/ oder zunehest am Ende sein/ oder aber das Ende werden bedencken: Denn in denen Landen viel seiner Leuthe/ die das ende besser als den anfang erwe gen.*

747 Zum Bezug des zweiten Kapitels auf Annius' *Antiquitates* vgl. auch Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 367–384 sowie Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 379–415.

Unter den Giganten war einer, der den Göttern ehrerbietiger war und klüger als alle anderen; er war der einzig übriggebliebene der guten Giganten in Syrien. Sein Name war Noah, und er hatte drei Söhne: Sem, Japhet und Ham, und sie alle hatten auch Frauen: Tytea die Große, Pandora, Noela und Noegla.⁷⁴⁸

Wie Walter Stephens ausgearbeitet hat, begründete Annius' Ps.-Berosus eine Wende in der frühneuzeitlichen Gigantologie. Vormalig galten Riesen in der Theologie als grundböse Wesen und dienten damit vor allem als Alteritätskonstrukt. Indem Annius Noah zu einem Riesen erklärt, werden diese positiv umbesetzt.⁷⁴⁹ Diese Umbesetzung war, wie Stephens ausführlich darlegt, eine wichtige Voraussetzung für Rabelais' Riesen-Konzept. Es erstaunt vor diesem Hintergrund nicht, dass auch bei Fischart gigantologische Fragen ausführlich reflektiert werden. In der *Geschichtklitterung* wird nicht nur mit dem *Pantagruelisch Noachisch Stamm* an Annius' Gigantologie angeschlossen, sondern auch das dritte Kapitel behandelt gigantologische Fragen und zitiert gleich zu Beginn jene Schlüsselstelle der Vulgata (*gigantes autem erant super terram in diebus illis*, Gen. 6.4.),⁷⁵⁰ die die Grundlage der theologischen Gigantologie darstellt (vgl. Kap. 4.4.). Was in der *Geschichtklitterung* in Augst gefunden wird, scheint folglich nicht weniger als das Grab des Stammvaters der germanischen Völker Europas zu sein. Wenn die Noachiden laut Berosus Riesen waren, und wenn Japhets Grab von Augst aus unterirdisch zugänglich ist, wie der Oberrheiner behauptet, dann ist die Ausgrabungsfiktion der *Geschichtklitterung* auch ein poetischer Beitrag zu der Hauptaufgabe der *Germania illustrata*, „die wahre Historie der Deutschen zu schreiben, die ihnen endlich den gebührenden Platz in der Geschichte“ verschafft.⁷⁵¹ Der Beitrag ist zwar höchst eigenwillig, schließt aber durchaus an Imaginationen der Diskurse der Zeit an. Die grotesk überproportionierte Ausdehnung des Grabes lässt sich beispielsweise als Inszenierung der *Germania Magna* lesbar, wie sie Johannes Aventinus in seiner *Bayrischen Chronik* (1520) festhält: „alle Land und Gegend von dem Rhein bis an den Wasserflusz Dann oder Klein Donaw, so in dem Mosquitischen

⁷⁴⁸ Ich zitiere hier die Übersetzung von Thomas Lehr: Was nach der Sintflut wirklich geschah. Die „Antiquitates“ des Annius von Viterbo und ihre Rezeption in Deutschland im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M. [u. a.] 2012, S. 70. Vgl. die lateinische Stelle bei Giovanni Nanni: *Commentaria fratris Ioannis Annii Viterbensis ordinis praedicatorum Theologiae professoris super opera diuersorum auctorum de Antiquitatibus [...]*. Rom [s. n.] 1498, fol. O 2^v: *Unus inter gygantes erat qui deorum veneratior et prudentior cunctis, reliquis et probis erat in Syria. Huic nomen erat Noa, cum tribus filiis, Samo, Iapetho et Chem, et uxoribus Tytea magna, Pandora, Noela et Noegla.*

⁷⁴⁹ Vgl. dazu Walter Stephens: *Giants in those Days. Folklore, Ancient History and Nationalism*. Lincoln 1989; ders.: *De Historia Gigantum. Theological Anthropology before Rabelais*. In: *Traditio* 40 (1984), S. 43–89.

⁷⁵⁰ Vgl. Gen. 6,4, zitiert nach Hieronymus, *Biblia Sacra Vulgata*, Bd. 1, S. 40.

⁷⁵¹ Vgl. Ulrich Muhlack: *Das Projekt der Germania illustrata. Ein Paradigma der Diffusion des Humanismus?* In: *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*. Hrsg. von Johannes Helmrath, Ulrich Muhlack, Gerrit Walther. Göttingen 2002, S. 142–158, hier: S. 154.

Hertzogthumb entspricht, durch die Catey rinnet und Asiam von Europa teilet. Dieses Land heißen die Alten Groß Germanien.“⁷⁵²

Annius *Antiquitatum variarum volumina XVII* stehen aber vor allem Modell für die Art und Weise, wie die Riesen-Genealogie bei Fischart in den ersten beiden Kapiteln hergeleitet, begründet und präsentiert wird. Annius hat seine Chroniken nämlich selbst verfasst und damit die wohl einflussreichste Fälschung der Renaissance in den historiographischen Diskurs eingespeist. Das gigantische Grab bei Fischart zeigt sich vor diesem Hintergrund als Parodie eines Sensationsfundes ‚Annianischer‘ Dimension. Die Beschreibung des Grabes macht nämlich nochmals deutlich, dass die Ausgrabungsgeschichte das Fälschen solcher Sensationsfunde parodiert:

Letzlich fanden sie auff dem jnnern Sarck ein woltischponierten Hofbecher eingegraben, da rüffet der vorig Sigerist, fort, fort, da wollen wir bald die abgehawen zwen finger vber dem Kelch finden, Als sie sich nun nicht saumten, vnd tapffer hinweg raumten, da fanden sie mit Cimbri-schen, Scythischen, Tracischen, Phrygischen vnnnd Hetrurischen alten Buchstaben darumb geschriben, *HIC BIBERE, HI VVINBERE: HIC LIBERE, HI LEBERE: HIC VVINVVITVR, SIC VIVITVR:* vnd da vnten dran, hie ist nit *aliud viuere, dan bibere: O Liber Pater fache hi liberè leberè bibere vivere*. Diß war sein Hieroglyphisch Grabschrift, so nit alleyn sein wesen anzeyget, sondern auch bedeitet, wie die lebhaften Weinbören vnd das lieb Weinelen mit der zeit von dem Ort an, den Rhein oder Weinstram hinab solt also fort wachssen.⁷⁵³

Als Erstes werden ein Trinkpokal (*hofbecher*) und ein Epitaph gefunden, das aus den Buchstaben von Alphabeten alter Völker bestehen soll, von denen teilweise gar keine schriftlichen Zeugnisse überliefert sind. Als Zeitmarker evozieren sie eine vorrömische Vorzeit – ungefähr die Zeit des Trojanischen Kriegs – zur Datierung der Grabinschrift. Das ist ebender Zeitraum, auf den auch die unterschiedlichen *Translatio*-Konstrukte der Zeit zielen. Im *Hetrurischen* scheint eine weitere Spitze gegen Annius zu stecken, denn dieser fälschte nicht nur antike Chroniken, sondern auch vermeintlich etruskische Inschriften in der Umgebung von Viterbo, die sein Geschichtskonstrukt faktisch belegen sollten.⁷⁵⁴ Zu den bedeutsamen humanistischen Inschriften-Fälschern gehörte ferner Wolfgang Lazius, der in seinen *De gentium aliquot migrationibus* Annius' *Antiquitates* breit rezipiert.⁷⁵⁵ Fischart hat sich mit Lazius' Geschichte der Völkerwanderung eingehend auseinandergesetzt, geplant war wohl sogar deren Übersetzung ins Deutsche

752 Johannes Aventin: *Chronica*, darinn nicht allein deß gar alten Hauß Bayern, Keyser, Könige [...]. Frankfurt a. M.: J. und S. Feyerabendt, 1580, fol. 12^{r-v}.

753 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 53.

754 Vgl. dazu Roberto Weiss: *An Unknown Epigraphic Tract by Annius of Viterbo*. In: *Italian Studies presented to E. R. Vincent*. Hrsg. von C. P. Brand, Kenelm Foster, Uberto Limentani. Cambridge 1962, S. 101–120.

755 Vgl. Ekkehard Weber: *Fake Ancient Roman Inscriptions and the Case of Wolfgang Lazius (1514–1565)*. In: *Fakes and Forgeries of Written Artefacts from Ancient Mesopotamia to Modern China*. Hrsg. von Cécile Michel, Michael Friedrich. Berlin/Boston 2020 (*Studies in Manuscript Cultures*. 20), S. 101–122, hier: S. 118: „Like most of the humanists of his time, he [Wolfgang Lazius, Anm. K.K.] was convin-

(es sind Fragmente eines Manuskripts aus Fischarts Hand überliefert, worauf Stellen markiert sind, wo für den Druck noch Bildmaterial eingefügt werden sollte). In *De gentium aliquot migrationibus* werden immer wieder Inschriften als Faksimile-Abdruck präsentiert, um die historischen Konstruktionen zu begründen.⁷⁵⁶ Das spektakulärste Beispiel findet sich gleich im ersten Kapitel, wo Lazius mit uralten hebräischen Inschriften und einem Riesen-Grab, das in der Nähe von Wien gefunden worden sei, die These untermauern möchte, dass Noahs Nachkommen zuerst in Pannonien (hist. Gegend zwischen Wienerwald und Westungarn) siedelten. Bei Arbeiten an der Befestigungsanlage Wiens stieß man, so erzählt Lazius, auf gewaltige Steinblöcke und riesige Knochen. In die Steine seien ferner sehr alte Jahreszahlen und hebräische Inschriften geschrieben worden. Die älteste Inschrift bedeute *Mordachi de genere gigantum vir magnus anno a creatione mundi bismellesimo, quingentesimo et sexagesimo* („Mardachai aus dem Geschlecht der Giganten, ein bedeutender Mann, im Jahr 2560 seit der Erschaffung der Welt“).⁷⁵⁷

Dass das fingierte Epitaph im ersten Kapitel auf genau solche Fälschungen verweist, zeigt sich daran, dass sein prekärer historischer Status deutlich markiert wird. Denn nicht nur gibt es von den genannten antiken Völkern größtenteils keine schriftlichen Zeugnisse, sondern der Text präsentiert eine makkaronische deutsch-lateinische Sprache in konventionellen Schrifttypen: einer Antiqua, die in Großbuchstaben und mit spitzem „u“ der ‚Capitalis monumentalıs‘, also einer *römischen* und nicht etwa einer etruskischen oder kimbrischen Schrift, nachempfunden ist: *HIC BIBERE, HI VVINBERE: HIC LIBERE, HI LEBERE: HIC VVINVVITVR, SIC VIVITVR*. Die Inschrift lässt Leben und Trinken förmlich ineinander verfließen (man könnte sie vielleicht übersetzen mit: ‚Hier trinken, hier Trauben, hier erlauben, hier die Leber [der Sitz des Durstes!]: wird hier Wein getrunken, so wird gelebt.‘). Darunter findet sich ein makkaronischer Gottesanruf, der die Verschränkung von Leben und Trinken noch einmal chiastisch wiederholt: *O Liber Pater fach hi liberè leberè bibere vivere*.

Das Ganze wird im Erzählkommentar als *hieroglyphisch* gedeutet, womit sich eine andere Fälschung mit in den Text einschreibt. Unter Hieroglyphen werden im 16. Jahrhundert ganz unterschiedliche Dinge verstanden (Embleme, Heraldik, antike Mythologie und Symbolik usw.). Hier meint *hieroglyphisch* wohl, dass mit dem Hofbecher und

ced that inscriptions – original texts from Antiquity – were reliable documentation that helped to prove various historical facts. This was felt to be much more important than literary tradition, especially if the latter did not shed enough light on a matter. So obviously, he felt he had to forge an inscription if a suitable one did not happen to be readily available“. Für den Hinweis auf Lazius' Epitaph-Imaginationen danke ich Oliver Grütter.

⁷⁵⁶ Solche Inschriften, *quae nostram coniecturam non inepte confirmare videtur*, sind bei Lazius mehrfach anzutreffen, vgl. Wolfgang Lazius: *De gentium aliquot migrationibus* [...]. Basel: J. Oporin, 1557, hier: S. 69, vgl. auch ebd., S. 151, S. 177, S. 178.

⁷⁵⁷ Ebd., S. 23 findet sich die Abbildung der hebräischen Inschriften, und ebd., S. 20–21 die lat. Übersetzung und Deutung der Inschriften; die Schilderung der Ausgrabung findet sich ebd., S. 16.

der Inschrift das wahre Wesen des Riesen-Urahns ins Bild gesetzt wird.⁷⁵⁸ Amüsant ist vor diesem Hintergrund, dass an dieser Stelle bereits die Figur des *Sigerist* auf eine hieroglyphische Deutung aufmerksam macht, indem sie zur Suche nach den *abgehauewen zwen finger vber dem Kelch* aufruft. In Ps.-Horapollons *Hieroglyphica* (die wirkmächtigste Quelle der frühneuzeitlichen Hieroglyphik) wimmelt es von abgetrennten Körperteilen, die auf den Darstellungen oft in der Landschaft schweben (Füße, Zungen, Augen, Finger).⁷⁵⁹ Fischarts Sigrist zitiert daher den ikonischen Code der *Hieroglyphica*, womit sich seine Aufforderung als Signal dafür lesen lässt, dass mit dem Arrangement von Kelch, Inschrift und Deutung ein komisches Hieroglyphen-Pastiche vorgelegt wird. Darüber, wie eng der Bezug zur *Hieroglyphica* ist, lässt sich spekulieren: Bei Ps.-Horapollon findet sich tatsächlich eine Hieroglyphe mit zwei abgehaue- nen Fingern, auf die sieben Buchstaben gemalt sind.⁷⁶⁰ Die Hieroglyphe ist ausgesprochen mehrdeutig und kann Unwissenheit (*inexpertum*), Muse (*musa*) oder Schicksal (*fatum*) bedeuten. Lässt man nun bei Fischarts Inschrift aus *alten Buchstaben* die Füllpartikel (*hi*, *hic* und *sic*) weg, besteht der erste Teil der Inschrift aus anagrammatischen Kombinationen von genau sieben Buchstaben (B, I, E, R, V, N, L – *BIBERE, VVIN-BERE, LIBERE, LEBERE*). Wer eine solche Anspielung im Hieroglyphen-Pastiche des Textes sieht, ist allerdings vor dasselbe Deutungsproblem gestellt, das die zwei abgehackten Finger bei Ps.-Horapollon bereiten. Kelch und Inschrift deuten ebenso auf eine Fehlanwendung (*inexpertum*) wie poetische Aneignung (*musa*) des hieroglyphischen Codes hin und setzen überdies, folgt man der Deutung des Erzählkommentars, das Schicksal (*fatum*) des Weins ins Bild (*sondern bedeitet, wie die lebhaftten Weinbö- ren [...] solt also fort wachssen*).⁷⁶¹

Die Stelle ahmt aber nicht nur historiographische Praktiken nach, sondern zieht daraus auch poetische Konsequenzen. Wie ich oben (vgl. Kap. 3) argumentiert habe, reflektiert der Roman seinen formativen Zug als Literarisierung einer ‚barbarischen‘ Sprache. Das Lallen der Betrunkenen und das Babbeln von Kindern wird aufs Engste mit einer rundum ermächtigten poetischen Sprachfähigkeit verknüpft und aufgewertet. Der Wein dient folglich auch als Mittel, um auf künstlichem Weg die Sprache in einen formbaren Rohzustand zurückzustufen – mit dem Ziel, dieses *MutterLallen* dann im Textverlauf zu formen. Die Inschrift verweist hier ebenso durch die chiastische Verschränkung von Saufen und Leben wie durch die Makkaronismen und Laut-

758 Auch Tobias Bulang sieht die Grabinschrift als „poetischen Kommentar“ auf den hieroglyphischen Bilddiskurs der Zeit, weil der Kelch und die beiden Inschriften eine emblematische Struktur (Motto, Bild und *subscriptio*) anzitieren, vgl. ders., Enzyklopädische Dichtungen, S. 424f.

759 Abgetrennte Körperteile finden sich auf den Emblemen auf S. 45, S. 83, S. 90 u. S. 100; abgetrennte Finger auf S. 103 u. S. 110 in Ps.-Horapollo: [Hieroglyphica] Ori Apollinis Niliaci, de sacris notis & sculpturis libri duo [...]. Paris: J. Kerver, 1551.

760 Vgl. Ps.-Horapollo, [Hieroglyphica], 1551, S. 126, wo angegeben wird, dass zwei abgetrennte und mit Buchstaben beschriftete Finger bedeuten: *Quo modo inexpertum, musam, aut fatum. Literae septem duobus inclusae digitis, musam, inexpertum, aut fatum significant.*

761 Fischart, Geschichtklitterung, S. 53.

figuren auf dieses Lallen. Die Partikel beispielsweise inszenieren onomatopoetisch den Schluckauf betrunkenen Lallens (Hicksen: *hic – hi – hic – hi – hic*). Folglich wird hier nicht nur der Urahn der Riesen und der Ahnherr der Germanen ausgegraben, sondern auch eine mit beiden verknüpfte Ursprache, ein adamitisches *MutterLallen*, das sich, wenn man dem Oberrheiner folgt, von Augst aus mit den Weintrauben den Rhein hinab ins Oberrheinische Gebiet ausbreitete. Dass mit dem Grab schließlich auch dem Wein eine *origo* gesetzt wird, greift wiederum ein Moment aus der Genesis auf, denn Noah hat laut biblischer Überlieferung nach der Sintflut Weinreben gepflanzt.⁷⁶²

Im Motiv des Weins überlagern sich also bemerkenswert viele Ursprünge: mit dem Urlallen setzt sich die im Prolog profilierte *potante poesei* ihre *origo*; die Weinrebe hingegen, die aus Rabelais' Grab wächst, reflektiert die Herkunft des Textes aus seiner Vorlage (Rabelais' *Gargantua*); schließlich wird mit Noah, dem ersten Weinbauer und Ahnherr der Trunkenheit, das Ganze auch wieder mit der in der Zeit brisanten Frage nach dem Ursprung der Völker und Nationalsprachen verschränkt. Vor dem Hintergrund, dass es hier außerdem darum geht, mittels nachgeahmten Fälscherpraktiken ein uraltes Textzeugnis als Quelle für eine ältere Sprachstufe – eine Ursprache – zu inszenieren, steckt auch in der dem Epitaph beigefügten *subscriptio* mehr als ein makkaronisches Sprachspiel. Das mehrdeutige *Liber Pater* adressiert Bacchus, den Gott des Weines, kann aber ebenso makkaronisch den ‚lieben Vater‘ meinen und ein Gebet suggerieren. Ein solches würde die Fälschung besonders anschlussfähig an die Sprachursprungsdebatte der Zeit machen, in der das Paternoster-Gebet als Grundlage für Sprachvergleiche genutzt wurde (Conrad Gessner bietet im *Mithridates* das Paternoster in 22 Sprachversionen).⁷⁶³

Im Anschluss an dieses merkwürdige Epitaph wird im Grab ein weiteres Schriftstück unter einer riesigen Flasche gefunden:

Nun zu vnsern Flaschen: die mitler vnter denselben stund auff eim lustigen, rostigen, grossen, fetten, dicken, kleynen, schmutzigen, rotzigen, kleberigen vnnd verschimmelten Büchlein, welchs viel stärker, doch nicht vil besser, als rosen roche. Darinnen hat man seinen stamm, nach rechter Altwilischer Cantzelijscher Teutischer Schrifftartlickeyt, vnnd Artschrifftlickeyt beschrieben gefunden, nit auff Papir, nit in Wachß, nit in Geißfell, nit in marmor, sonder auff Olmen oder Rüstbaumrinden: welche doch das schabenessig vnd Madenfressig alter wider das verbott Keyzers Justinian im anfang der Digest in fine wider die vorteilhaffte vnnd Papirsparsame Schrei-

⁷⁶² Vgl. Hieronymus, *Biblia sacra vulgata*, Bd. 1, Gen. 9,20–21: *coepitque Noe vir agricola exercere terram/ et plantavit vineam bibensque vinum inebriatus est et nudatus in tabernaculo suo*. Auch der Bericht des Ps.-Berosus steht mit dem Pentateuch in Übereinstimmung, vgl. Nanni, *Antiquitatum variorum volumina* XVII, 1512, fol. CXV^v: *Primus tamen omnium inuenit uites atque plantauit: et uinum conficere docuit: [...]*.

⁷⁶³ Vgl. Gerhard F. Strassner: Von der Lingua Adamica zur Lingua universalis. In: *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Hrsg. von Herbert Jaumann. Berlin/New York 2011, S. 517–592, insb. S. 536–537.

ber, also verzert, abgenützt, durchlöchert, zerkerfft, vergettert, zerflötzt, abgeetz vnd zerfetzt hat, daß man kaumlich den anfang vnd das end am rand vnd bort hat können erkennen.⁷⁶⁴

Der Überlieferungszustand dieses alten Buches wird als denkbar schlecht beschrieben: Es sei verfault, zerfressen und stinke. Anstatt Papier, Wachs, Pergament oder Marmor sei ausgerechnet Ulmenrinde gewählt worden, ein anfälliges Material, dem Alter, Schaben und Maden derart zugesetzt hätten, dass kaum mehr der Anfang und das Ende des Buches zu erkennen seien. Solche Materialitätsfiktionen von Schimmel und Staub sind fester Bestandteil von Fälschungen, wo sie dazu dienen, den gefälschten Quellen Authentizität zu verleihen. Wie Anthony Grafton skizziert, hat jede Fälschung zwei Fragen zu beantworten: „what a text would have looked like when it was written and what it should look like now that he has found it.“⁷⁶⁵ Der Verfasser der pseudo-lullistischen *In Isagoge Rhetoricam* beschreibt etwa – um nur ein exemplarisches Beispiel zu nennen – das angeblich von ihm gefundene Manuskript in der Widmungsvorrede als durch das Alter schmutzig, staubig und vor Fäulnis fleckig.⁷⁶⁶ Die halbverdaute Materialität des Textobjektes, das im Roman in seiner Fäulnis geradezu als Textexkrement beschrieben wird, scheint diese Inszenierung historischer Materialität zu parodieren. Denn anstatt dem Text Authentizität zu verleihen, lässt sie ihn vielmehr als eigentlich völlig unlesbar und somit seine allfällige Edition von vornherein als höchst unzuverlässig erscheinen. Das wird noch deutlicher, wenn im Anschluss an die Materialität ihres Trägers auch jene der Schrift imaginiert wird. Die narrative Instanz gibt nämlich an, dass sie selbst zur Entschlüsselung dieser Antiquität angefordert worden sei und die ganze, im weitesten Sinne paläographische Kunst – es werden Inschriftenkundler, Archäologen und Emblematiker der Renaissance verballhornt – auf die Buchstaben verwendet habe. Diese seien nicht nur schwer zu entziffern, sondern größtenteils auch schlichtweg gar nicht da gewesen:

Derhalben ward ich (als mit züchten eyn vnschuldiger Bürstenbinder) der damals auff Pithagorisch Seelwechselig wie der Finckenritter in Muter Leib reysset, zu ergribelung dieser Antiquitet erfordert: [...] Vnd regt die Epidaurisch, Probisch, Agrippisch, Sarreinisch, Marlianisch, Calepinisch, Huttichisch, Vicisch, Peutingisch, Toscanellisch, Altisch, Stradisch, Goltzisch vnnnd Alciatdispunctisch kunst, die vertipfelte, verzwickte, Geradprechte, verzogene, zeychentrügliche, zifferreterische, abgeprochene, außgehawene, abgefallene, versunkene, vnsichtbare, geschundene, vnnnd (daß ich wider Atham hol) die geschendte, geplendte buchstaben vnd wörter außzulegen:

⁷⁶⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 54f.

⁷⁶⁵ Anthony Grafton: *Forgers and Critics*. Princeton 1990, S. 49: „Two forms of imagination should lead to two different, complementary acts of falsification: he must produce a text that seems distant from the present day and an object that seems distant from its purported time of origin“.

⁷⁶⁶ Raimundus Lullus: *Opera*. Reprint of the Strasbourg 1651 Edition. Mit einem Vorwort von Anthony Bonner. Stuttgart-Bad Cannstatt 1996, S. 179: [...] *qui longo temporis curriculo squalidus et pulverulentus & carie sparsus delituit*. Vgl. dazu auch Anita Traninger: *Wissenschaft. Lullismus und Rhetorik in den deutschsprachigen Ländern der frühen Neuzeit*. München 2001 (Humanistische Bibliothek. Reihe I: Abhandlungen. 50), S. 55–56.

Vnnd warlich die halb Caballistisch kunst gerit mir schir, daß ich den verstand auff Oedipisch rättersweiß errathet: wie jhr dann hie lesen möcht [...].⁷⁶⁷

Die Erzählpersona gibt an, sie sei zur Entschlüsselung der Antiquität in die Diegese berufen worden. Für diese Metalepse beruft sie sich auf den *Fincken Ritter*. Dabei handelt es sich um eine anonyme Flugschrift aus dem Jahr 1560, in der ein Ich berichtet, wie es 250 Jahre vor seiner Geburt *viel land durchwandert/ vnd seltzame ding gesehen habe*.⁷⁶⁸ Die Anspielung ist also als Signal für ein ebenso unzuverlässiges wie fiktionales Erzählen zu verstehen, das sich auch derselben Verfahren bedient, wie der Ich-Erzähler des *Fincken Ritter*, dem u. a. ein *hübscher, schwacher feiner, grauwer, junger, blöder alter schöner, hurtiger Mann und eine alte, krumme, geradne, junge Frawe* begegnen.⁷⁶⁹ Fischarts Ich-Erzähler hingegen begegnet ein Buch, das *gross und kleyn* und ebenso *lustig* (angenehm) wie *rostig* und stinkend ist. Während die beschriebene Materialität des Textträgers die im zweiten Kapitel präsentierte ‚Edition‘ des Textes als Parodie einer Fälschung ausweist, signalisiert die eigenwillige Metalepse ein darüber deutlich hinausgehendes Erfinden in der Tradition des *Fincken Ritters*.

Die Materialitätsfiktion von Schimmel und Staub wird, wie bereits angesprochen (vgl. Kap. 7.2.) auch innerhalb der im Folgekapitel präsentierten Texte wieder aufgegriffen. So wird im Anschluss an die *Pantagruelische Vorsagung* die vermeintliche Korruption des Textträgers beispielsweise angezeigt mit: *Deest VVas abest fon den Krotteschischen Kluftgrillen*. Das zweite Kapitel bricht aber nicht mit der *Pantagruelischen Vorsagung* ab, sondern präsentiert noch ein weiteres kurzes Gedicht (*Gluk Trara*), eine kleine Poetik des Deutschen sowie das Proömium zu einem Epos. Die Inszenierung korrupter Materialität rahmt dieses ganze Textensemble, da sich zum einen die in der Zeit zum Anzeigen von unleserlichen Stellen gebräuchliche *deesse*-Formel auch am Ende der Hexameter nochmals findet: *DESVNT Di nicht da sind*.⁷⁷⁰ Zum anderen kündigt auch der Titel des Epos eine fragmentarische Überlieferung an: *Aber es ist nur der anffang daruon. Das ander ist verzuckt worden*. Allerdings wird ebenda auch mit den „Manserliche[n] oder Wisartische[n] reimen“ die Autorschaft Fischarts für das Proömium angezeigt.⁷⁷¹ Mit dieser Mise en abyme wird klar, dass sich mit der Geste des Fälschens im zweiten Kapitel vor allem auch die Produktivität des Romans ihre eigenen Ursprünge – ihr eigenes *Erbgedicht*⁷⁷² – setzt. Das Pro-

⁷⁶⁷ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 55.

⁷⁶⁸ Vgl. Anonym, *Der FinckenRitter*, um 1560.

⁷⁶⁹ Zitiert nach der Ausgabe von Horst Brunner (Hrsg.): *Von achtzehn Wachteln und dem Finkenritter. Deutsche Unsinnsdichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Stuttgart 2014, S. 96–126, hier: S. 102 u. S. 104.

⁷⁷⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 69.

⁷⁷¹ Ebd., S. 68.

⁷⁷² Ebd., S. 67: *Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen dunste/ Jn nemmen fom angesicht, Vns nemmen zum Erbgedicht*.

jekt bleibt aber auch gerade im ostentativen Fälschen mittels Materialitätsinszenierung eigenwillig kulturpatriotisch zugeschnitten. Das zeigt sich in der ersten und letzten Strophe der *Pantagruelischen Vorsagung*, wo die Unleserlichkeit nicht nur metasprachlich angezeigt, sondern auch typographisch inszeniert wird.

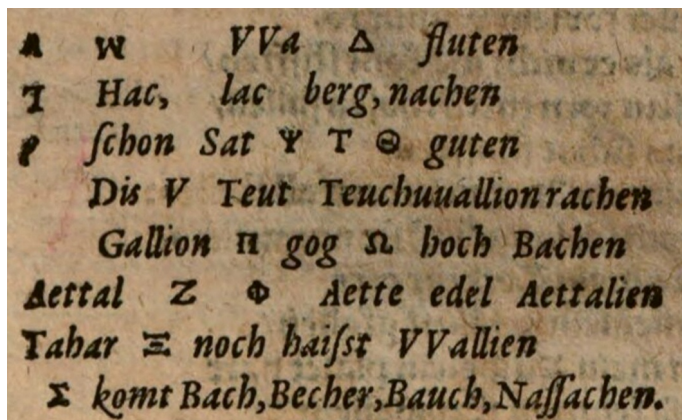


Abbildung 3: Erste Strophe der Pantagruelischen Vorsagung, aus: Fischart, Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung [Straßburg: B. Jobin] 1590, fol. 57 (= C ij r).

In der ersten Strophe (vgl. Abbildung 3) fällt auf, dass die unleserlichen Stellen mit griechischen Typen markiert sind.⁷⁷³ Einerseits wird damit die Inszenierung der Materialität des Schriftträgers unterminiert, denn es handelt sich eben nicht um Flecken, wurmstichige Stellen und verdorbenen Text, sondern um die klar als solche erkennbaren Elemente einer der drei gelehrten Sprachen. Das fingierte Dokument wird andererseits durch seine sprachliche Rekonstruktionsarbeit als Ursprungstext und Zeugnis einer genuin germanischen Kultur ausgezeichnet, die sich nicht nur von dem klassizistischen Bezugspunkt, dem Kanon antiker Autoren absetzt, sondern geradezu durch die klassische Kultur korrumpiert erscheint (der Urahn liegt unter den Trümmern der römischen Kultur). Dafür lässt sich insofern innerhalb des Kapitels eine Erklärung finden, als die Abhandlung zur *Vralten, für sich selbs bestendigen Teutischen sprach* mit Versen endet, in denen behauptet wird, dass der *Harffeweis Orpheus* ur-

⁷⁷³ Die erste Zeile beginnt mit einem Alpha und einem verkehrt gesetzten Mi, dann folgt ein fragmentarischer Wortanfang *VVa* („Wa“), der aber von einem Delta unterbrochen wird, usw. Bei Rabelais werden keine griechischen Typen, sondern verkehrt gesetzte Schwabacher-Typen (Kommata, b, c, q usw.) verwendet, um Korruption typographisch zu inszenieren, vgl. François Rabelais: *La vie tres-horricque du grand Gargantua, pere de Pantagruel iadis conposee par M. Alcofribas abstracteur de quinte essence*. Lyon: F. Juste, 1542, fol. 8^r.

sprünglich deutschsprachig gewesen sei.⁷⁷⁴ Mit seiner Kunst würden sich nun aber *Frembd Völkeren* unrechtmäßig schmücken. Gemeint ist hier wohl vor allem die Romania, die für sich eine *translatio studii* von der griechischen Antike bis in die vernakularsprachige Kultur der Zeit konstruiert. Daher soll ihr nun der *fälschliche dunst* – die Annahme, dass Orpheus Griechisch sprach – vom Angesicht genommen und ihr deutscher Ursprung mit einem *Erbgedicht* herausgestellt werden. Dass griechische Typen als Textverderbnis-Marker verwendet werden, ist auch insofern programmatisch, als hier erneut Annius von Viterbo im Hintergrund stehen könnte, der in seinem Kommentar zu den *Antiquitates* nicht müde wird zu betonen, dass die von ihm präsentierten alternativen – und von ihm auch eigenhändig verfassten – ‚Quellen‘ als grundlegende Korrektur der korrumpierten griechischen Geschichtsschreibung zu verstehen seien. Laut Annius würden die Griechen in Bezug auf die Frühgeschichte der noachidischen Hochkulturen nämlich gewaltig lügen. In seinen *Antiquitates* konstruiert er daher, ausgehend von vermeintlich von ihm neu entdeckten verschollenen Schriften von überwiegend nicht-griechischen Chronisten, die Geschichte zwischen der Sintflut und Karl dem Großen neu.⁷⁷⁵ Die Griechen hätten die von ihren Vorfahren erforschten und gefundenen Wahrheiten nach ihrer Laune durch Lügen und Unsinn zerstört und Irrlehren und Fabeln um ihres Vorteils willen erfunden.⁷⁷⁶ Dass bei Fischart die Fäulnis mit griechischen Typen markiert wird, lässt sich vor diesem Hintergrund also auch als typographische Inszenierung einer griechischen Verderbnis der Geschichte interpretieren.

Zum anderen fällt auf, dass in fast jedem Versfragment sich auffällig viele einsilbige Wörter finden: *VVa, hac, lac, berg, sat, gog, Dis, Teut, hoch, Bach*. Der Gedichtanfang scheint damit die etymologischen Verfahren in Johannes Goropius Becanus' berühmten *Origines Antwerpianae* nachzubilden. Goropius Becanus entwirft darin für die kurzen einsilbigen Wörter des Flämischen mittels Sprachvergleichs Etymologien. Die muten aus heutiger Sicht geradezu phantastisch an, haben aber das durchaus ernste Ziel, das Niederdeutsche als adamitische Ursprache zu profilieren. Den Namen *Adam* leitet er beispielsweise von *hat* (Hass) und *damm* ab, Adam bedeute folglich ‚Wehr gegen den Hass‘.⁷⁷⁷ In der Reihe *Bach, Becher, Bauch* klingt hier jene berühmte Passage aus den *Origines Antwerpianae* mit, in der Goropius Becanus, ausgehend von

774 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 67.

775 Das Werk gibt sich als Kommentar antiker Quellen, diese sind aber, wie schon von den Zeitgenossen kurz nach Veröffentlichung vermutet wurde, durchweg gefälscht und wahrscheinlich von Annius selbst geschrieben. Vgl. zu den *Antiquitates* umfassend Lehr, *Was nach der Sintflut wirklich geschah*.

776 Vgl. Nanni, *Commentaria fratris Iannis Annii Viterbensis*, 1498, fol. O 2^r; die Passage findet sich übersetzt bei Lehr, *Was nach der Sintflut wirklich geschah*, S. 152–154.

777 Vgl. Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae*, 1569, S. 539 (fol. Yy2^r): *Vox ergo hat, vocali longa, odium et inuidiam notat et Dam vero aggerem signat, vel obstaculum vndis obiectum. Adam igitur, [...] idem est, quod aggere inuidiae fluctibus obiectus*. Auch bei Fischart gibt es eine direkte Referenz auf die Stelle, vgl. *Geschichtklitterung*, S. 209: *Das ist der alt brauch, vnd der allererst, wie Gorop beweiset, daß auch Adam vnd Eva Niederländische namen Hatdamm vnd Ehevat haben gehabt*.

einem historischen Experiment, die Ursprünglichkeit des Flämischen über das Wort *bec* für Brot zu beweisen versucht – eine Argumentation, die, wie oben gezeigt (vgl. Kap. 6.5) bei der Schilderung von Gargantuas Geburt wieder aufgegriffen wird, wenn die ersten Äußerungen des Riesensäuglings mit den *Beccesalenisch Beck, Becke, Becken* verglichen werden.⁷⁷⁸ Die sechste und siebte Zeile der obigen Strophe scheinen eine solche Etymologie auch strukturell nachzubilden: Das Wort Italien scheint im sechsten und siebten Vers von einer germanischen Wurzel **Aette* hergeleitet zu werden, auf die auch das deutsche *edel* bezogen wird, weshalb Italien *Aettallien* heiße, was in der nächsten Zeile mit einem weiteren Beispiel begründet wird („daher sei auch Wallien [?] benannt“).⁷⁷⁹

Vorgeführt wird hier also zum einen fast das ganze Instrumentarium, mit dem die Historiographie der Zeit sich ihre Ursprünge konstruiert: imaginierte Ausgrabungen, gefälschte Epitaphe, Materialitätsfiktionen von Schimmel und Staub, Praktiken der Sprachrekonstruktion. Andererseits wird die dergestalt produzierte Er-Findung zugleich auch auf die Diskurse, an denen mit diesem Instrumentarium partizipiert wird, scharf gestellt. Er-funden wird hier der Ursprung der Ursprünge: der Germanen, der Sprache (*MutterLallen*), des Weins usw. Wie zahlreiche Brechungen (etwa die Metalepse mit *Fincken-Ritter*-Referenz oder der völlig unleserliche Textträger usw.) verdeutlichen, werden diese Ursprünge nicht gefunden oder rekonstruiert, sondern mit den vermeintlichen Rekonstruktionsmethoden radikal gesetzt. Damit wird ein satirischer Schlussstrich unter die Ursprungsfragen gezogen: dieses *Historisch Supplement* ist auch eine satirische Schlussformel, mit der wie mit dem *Teologisch inn ewigkoyt Amen* oder *jedermans Adi* die Ursprungsfrage aus der Historiographie verabschiedet wird. Das ermöglicht aber, wie im nächsten Kapitel gezeigt wird, auch eine radikal poetische Verlebendigung der Vergangenheit.

7.5 Re-Naissance: Geburt aus Fülle und Mangel

Die *Pantagruelische Vorsagung*, mit der das zweite Kapitel beginnt, handelt von mehreren eigenartigen Geburten: Mit einem ziemlich krausen Ursprungsmythos wird zu Beginn ein Geschehen entfaltet, in dem sich Theogonie, Titanomachie und mehrere mythische Flut-Geschichten überlagern. Dieses agonale Flutgeschehen wandelt sich

⁷⁷⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 198; die berüchtigte Beweisführung geht bei Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae*, 1569, S. 551 folgendermaßen: *Cum enim Rex eorum Bec vocem esse deprehendisset primae hominum linguae, nec eam intelligeret, a Phrygibus didicit panem ea significari [...]. Quocirca iudicavit eam linguam omnium primam esse, in qua Bec panem notaret: quae vox cum hactenus panem nostratibus significet, et Becker is sit, qui panem facit; consequenter fatendum [...] linguam nostram omnium esse primam.*

⁷⁷⁹ Eine „pseudoetymologische Spekulation“ sieht auch Bulang, *Die Pantagruelische Vorsagung*, S. 298 darin, allerdings ohne Bezug zu Goropius.

dann mit der ersten Geburt, von der erzählt wird, in die Szene verführerischen Überflusses – es regnet Met und Butter. Mit der zweiten Geburt ändert sich die Szene nochmals, wechselt elementar vom Wasser zur Erde und vom Überfluss zum Problem seiner Eindämmung. Das Wasser quellt, der Überfluss quillt – damit bietet das Kapitel zum einen eine recht bildliche Umsetzung der Ursprungsfrage und zum anderen eine eindrückliche poetologische Reflexion. In jüngster Zeit wurde diesem eigenartigen Text einige Aufmerksamkeit seitens der Forschung zuteil,⁷⁸⁰ was es im folgenden Durchgang durch die *Vorsagung* erlaubt, die bereits geleistete ‚Entzifferungsarbeit‘ nur punktuell durch eigene Kommentare zu ergänzen.

Inhaltlich besteht die *Pantagruelische Vorsagung* aus zwei relativ unabhängigen Teilen. Formal gehen diese zwar ineinander über, lassen sich aber durch einen sukzessiven Wechsel im Tempus vom Präteritum ins Futur sowie einem Abbau der narrativen Funktion unterscheiden (ab Strophe 17 und Vers 159). Der erste Teil erzählt den Ursprungsmythos, der zweite Teil folgt dem Duktus eines Orakelspruchs und greift Figuren und Momente des ersten Teils lose auf, ohne dass sich der paradigmatische Zusammenhang aber recht erschließen ließe. Eine oberflächliche Kohäsion zwischen den beiden Teilen stiften vor allem die sprachlichen Verfahren, die das ganze Gedicht mit einer „altdeutsche[n] Patina“ überziehen und eine poetische Kunstsprache schaffen.⁷⁸¹ Der Titel zeigt sich ganz in der zur Fälschungsfiktion gehörenden alten Sprachpatina, orientiert sich allerdings auffällig an den Konventionen werbender Titulierung, wie sie für den frühneuzeitlichen Buchdruck typisch sind. Antike handschriftliche Quellen haben, wie man gerade im 16. Jahrhundert wusste, meist überhaupt keinen authentischen Titel. In Aussicht stellt diese Titulierung einen ausgesprochen widerständigen Text:

VVI VVIDERTODE, VVITARBORS-
TIGE, VVITERVVETTERIGE VND VVITAR-
sinnige fanfrelischeit, vnt vvissagung: sampt den vvan-
frolichen Gluktratrara, fon tar Lantagru-
eischen vvirckung, sagensvveis,
vvi scorpionœl einzunehmen.⁷⁸²

⁷⁸⁰ Vgl. Kellner, *Apologie der deutschen Sprache*, S. 379–415; Kammerer, *Enthousiasme, fureur et ergeysterung*, S. 349–366; Bulang, *Die Pantagruelische Vorsagung*, S. 296–310; ders., *Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus*, S. 367–384; Müller, *Fischarts Altdeutsch*, S. 263–272.

⁷⁸¹ Müller, *Fischarts Altdeutsch*, S. 263–272, hier: S. 268. Die Permutationsregeln, „die so aussehen sollen, als seien sie Lautgesetze, was sie nicht sind“, bringt Müller wie folgt auf den Punkt: „Dominanz der Tenues, Velarisierung, unterschiedliche Behandlung von Ergebnissen der hochdeutschen Lautverschiebung, niederdeutsche Elemente, -a als durchgängiger Nebensilbenvokal, Senkung – das sind die wichtigsten Permutationsregeln, die sprachhistorisch nicht zueinander passen, aber ein eigenes poetisches Idiom, scheinbar mit Patina konstruieren“.

⁷⁸² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 57.

Der widerborstige (*vvitarborstig*) Text sträubt sich gegen den Tod (*vvidertode*),⁷⁸³ die Witterung (*vvitervvetterig*) und den Sinn (*vvitarsinnig*). Wenn man die archaisierenden Sprachoperationen rückübersetzt, also die Monophthongierung zum langen *i* und die Senkung des e-Schwas zum *a* umkehrt, sträubt sich der Text auch gegen den Tod, wittert und sinnt dabei aber munter (*vvanfrolichen*) weiter. In beiden Lesarten inszeniert sich hier ein unverdauliches Supplement – das widersinnige Weitersinnen um Ursprungsfragen scheint trotz satirischer Decouvragage nicht tot zu kriegen zu sein. Die Angabe am Ende des Titels, der Text sei *wie scorpionael* einzunehmen, schließt an Rabelais' *antidotée* und die Idee an, der Text sei ein Gegengift. Skorpion-Öl findet sich tatsächlich in den Arzneibüchern des 16. Jahrhunderts bei den Rezepten für Gegengifte, wo der Skorpion als wundersame *Artzney wider sein eigen gift*⁷⁸⁴ aufgeführt wird.

Die erste Strophe besteht, wie bereits gesehen, aus einer eigenartigen Mischung aus inszenierter Text-Korruption und der Nachbildung etymologischer Verfahren, was eine Art *prima materia* ins Bild setzt (vgl. Kap. 4.1.), die bei Goropius Becanus den Grund bereitet für Konstruktionen, die, wie bereits geschrieben, das Flämische als adamitische Ursprache ausweisen. Die zweite Strophe beginnt mit einem Flutgeschehen, in dem sich Cimbrische Flut und Sintflut überlagern.⁷⁸⁵ Ein *Zwingar* (Bezwinger) tritt auf, der einer Arche mit acht Insassen über die nächsten Strophen hinweg ordentlich zusetzt. Hier wird also, obwohl die Stelle mit den biblischen Angaben auffällig genau übereinstimmt,⁷⁸⁶ nicht treu nach Genesis erzählt, sondern eine eigenständige Version geliefert. So kennt die merkwürdige Figur des Bezwinners keine biblische Vorlage. In der folgenden Strophe wird er einerseits als *Vnholt* und *Teuffal* bezeichnet, der ganz unbeeindruckt vom Wetter – es ist ja gerade Sintflut – durch die Lüfte auf einer Gabel dahergeflogen kommt: *kain wettar mocht ihn nicht fargiffen*.⁷⁸⁷ Wie die *Pantagrueische Vorsagung* scheint also auch der Unhold *vvitarvvettrig* und

783 Vgl. Müller, Fischarts Altdeutsch, S. 263–272, insb. S. 264 sowie auch Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, insb. S. 369.

784 Vgl. Christoph Wirsung: Ein newes Artzney Buch Darinn fast alle eusserliche vnd innerliche Glieder des Menschlichen leibs [...]. Heidelberg: J. Mayer, 1572, fol. CCCCCXIX.

785 Mit den *Zimmerar* wird die biblische Sintflut mit der großen Cimbrischen Flut verbunden, die gemäß antiken Quellen den (germanischen) Stamm der Kimbern aus seinem Land vertrieben und seine *migratio* in römische Gebiete ausgelöst haben soll. Diese zweite Flutgeschichte findet sich in Chroniken der Zeit. Die Zimmerische Chronik führt beispielsweise das Adelsgeschlecht der von Zimmern resp. von Zimbern auf die Kimbern zurück und erzählt von einer Flut im Jahr 122 v. Chr., vgl. Froben Christoph von Zimmern: Zimmerische Chronik. Hrsg. von Karl August Barack. Freiburg i. Br./Tübingen 1881, S. 2: *hat sich begeben, das das teutsch meer aussgeloffen und das bemelt landt der Cimbrier mit wasser bedeckt, also das kain trost oder hoffnung des wassers abfallung mehr gewesen, zudem das iezund alles, so in gedachtem landt von gebew und veldern, verderbt und verwüestet [...]*.

786 Insbesondere biblischen Angaben zur Anzahl der Passagiere in der Arche wurden exakt übernommen, vgl. dazu Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 327–329.

787 Fischart, Geschichtklitterung, S. 58.

vvitartod. Die Figur hält eine *Newtunische* Gabel, was sie weniger mit Teuflischem als mit dem mythischen Meeresgott in Verbindung bringt, der nebst Gabel auch einen *stawal* (Stabel) hält, was ihn als richterliche Gewalt kennzeichnet. Der teuflische Meeresgott veranstaltet mit diesen Dingen jedenfalls ein *wilt gestrawal* (wildes Gezappel) und lässt die Arche wie ein kleines Mückenhaus im Wasser herumpurzeln. Die Insassen rufen laut aus (*schelmio!*), woraufhin der Unhold aber erst richtig loslegt und auf der Arche wie auf einem Hackbrett herumhackt. Die Arche scheint aber unzerstörbar zu sein, denn sie landet in der fünften Strophe sicher auf dem Archmannsberg. Daher ändert der teuflische Meeresgott seinen Plan. Er lässt seinen Zorn durch *Thosen* fallen, wobei ihm seine Tochter *Altaro* aus dem Gesäß fällt. Die erste Geburt der *Vorsagung* erfolgt also durch einen männlichen Körper (in der 1575er-Ausgabe heißt es wörtlich: durch *dHosen*).⁷⁸⁸

Altaro, die einige Verse weiter auch *Pantora* genannt wird, übernimmt nun und fordert von den Schwimmern: *in mein Púchlein plaset hart / Peißt tise feig, ten Erisballen!* Der Pandora-Mythos war durch die mittelalterlichen Kirchenväter rezipiert worden, die in Pandora eine mythische Entsprechung für Eva und den Sündenfall sahen.⁷⁸⁹ Eine solche Eva-Pandora scheint hier zum doppelten Sündenfall zu verführen, nämlich einerseits die Büchse der Pandora zu öffnen, und andererseits in den Zankapfel der Eris zu beißen. In der *Geschichtklitterung* wird im Prolog für genau solche Synthesen aus antiker und christlicher Mythologie ein Schlüssel an die Hand gegeben. Dort werden allegorische Mythendeutungen zwar als *mutwillig gesuchte deutungen* verspottet, aber eben auch eifrig aufgelistet.⁷⁹⁰ Damit scheint ein Hinweis vorzuliegen, um wen es sich beim Bezwinger handelt. Wenn Pandora mit Eva zur Figur *Altaro* verschmilzt, dann scheint der Unhold oder *Teuffal* mit dem hinkenden Vulkan verbunden zu sein, wie im *Ein vnd Vor Ritt* zu lesen ist. Der Götterschmied ist in der geläufigen Version des Mythos schließlich auch der Schöpfer der Pandora.⁷⁹¹

⁷⁸⁸ Vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 376–377. In der Ausgabe von 1582 heißt die Tochter noch *Altora*, deshalb argumentiert Bulang, dass *Altora* eine deutsche Analogbildung zu *Pandora* sei, in der *Pan-* als griechisches Präfix gedeutet und daher mit *Al(l)-* übersetzt sowie die Endung *-tora* der deutschen Lautung angepasst wurde.

⁷⁸⁹ Vgl. Dora Panofsky, Erwin Panofsky: Die Büchse der Pandora. Bedeutungswandel eines mythischen Symbols. Übers. von Peter D. Krumme. Frankfurt a. M. [u. a.] 1992, S. 25. Zur breiten Rezeption der Pandora-Eva-Doppelfigur in der Frauensatire der Frühen Neuzeit vgl. Emma Louise Brucklacher: Frauensatire der Frühen Neuzeit. Traditionen, Topoi, Tendenzen. Berlin/Boston 2023 (Frühe Neuzeit. 247), insb. S. 37–47.

⁷⁹⁰ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 34: [...] *solche mutwillig gesuchte deutungen von Pandora, daß sie die Eua sey, die neun Muse, die sibē Chór, der treykóppfig Hóllisch Cerberprack, die drey weg vnd weisen zu Philosophirn auff Logicisch, Physicisch, vnd Ethicisch, der arm hinckend Vulckan der tieff gefallen Teuffel, vnnd der Bellerophon, der keusch Joseph* [...].

⁷⁹¹ In der Ausgabe von 1582 befindet sich zwischen Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) und dem ersten Kapitel ein Holzstich von Tobias Stimmer, auf dem Pandora mit der geöffneten Büchse steht. Zu diesem Stich gibt es eine detailliertere Handzeichnung (Tobias Stimmer: Pandora. Feder in Schwarz, violett laviert. Um 1574. Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. Bi.375.12), auf der im Hintergrund der Mythos

Damit überlagern sich in Fischarts Mythos nun nicht nur Cimbrische Flut und Sintflut, sondern beide verbinden sich darüber hinaus mit der Deukalischen Flut. Solche Vermischungen von unterschiedlichen Überlieferungszusammenhängen, von antiken Völkern mit biblischem und mythischem Personal finden sich auch in den Büchern von Annius' Ps.-Berosus. Pandora wird dort als eine der acht Passagiere der Arche aufgeführt. In Folge der breiten Rezeption von Annius' Fälschungen zeitigt Pandora im deutschen Humanismus ein merkwürdiges Nachleben. Sie wird etwa bei Franciscus Irenicus auf dem Stammbaum der Germanen in seinen *Germaniae Exegeseos Volumina* (1518) abgebildet, wo sie kurzum zur jüngeren Ehefrau Noahs und zur Mutter Tuiscos erklärt wird: Pandora ist damit bei Irenicus die Mutter des Ahnherrn der Germanen.⁷⁹²

Mit dem Überlagern unterschiedlicher Flutgeschichten ist die *Vorsagung* aber noch nicht fertig. In der sechsten Strophe werden mit *Obermôtig* und *Formôtig* zwei weitere Figuren aus dem Pandora-Mythos aufgerufen: Epimetheus und Prometheus.⁷⁹³ Während Prometheus Pandora verschmäht (sie nicht *hausen* will), lässt sich Epimetheus verführen. Der Inhalt der sechsten Strophe entwirft eine „anale Genealogie“⁷⁹⁴ und macht dabei deutlich, was unter dem *Pûchslein* der Pandora zu verstehen ist. ‚Obermütig‘ nimmt Pandora ins Bett und macht ihr *tas Scheishaus ledig*, das fortan nicht nur durch die ganze Welt riecht, sondern auch die Kinder *vnflâtig* macht, die als Grasteufel aus Pandora herauskriechen. Im *Ein vnd Vor Ritt* wird mit *Hâw vnnd Graßteuffeln*, *wie sie auß Pandore bûchs fligen* eine ausufernde Liste grotesker Phänomene eingeläutet.⁷⁹⁵ Der Inhalt von Pandoras Büchse wird dort nicht negativ bewertet, sondern dient dazu, die eigene Poetik des Niederen in einen Traditionszusammenhang zu stellen.⁷⁹⁶ Mit der Büchse der Pandora schreibt sich daher auch in der *Pantagruelischen Vorsagung* eine poetologische Dimension mit in den Ursprungsmythos ein. Mit Pandora wird in den Folgestrophen nämlich eine Fruchtbarkeit ins Bild gesetzt, mit der sich auch die niedere Poetik des Romans ihren quasi-mythischen Ursprung setzt. Das wird in der Umwertung deutlich, die Pandora erfährt. Sie wird ab der achten Strophe nicht mehr mit Unflat und Gestank, sondern mit Süße besetzt: Pandora quillt vor Süße über; so ist nicht nur ihr Urin süß, sondern es regnet auch Met und Butter,

in vier Stationen erzählt wird. Auch Pandoras Schöpfung durch Vulkan wird darauf als Schmiedeakt abgebildet.

792 Vgl. den Stammbaum bei Franciscus Irenicus: *Germaniae exegeseos volumina duodecim* [...]. Hagenau: T. Anshelm, 1518, fol. k iii^r. Im Fließtext wird allerdings eine andere Abkunft erzählt, vgl. ebd., fol. e ii^v: [Berosus] *scribit Noam post diluuium cum Araxa uxore genuisse Tuisconem* [...].

793 Beide Namen sind durch eine ähnliche Analogschöpfung gebildet wie *Altora* zu Pandora. Das griechische *Pro-* wird mit frnhd. *For* (für) und *Epi-* mit frnhd. *Ober* (über-) übersetzt, während griech. *-metheus* in beiden Namen mit *-môtig* eine sinn- und klangverwandte Entsprechung findet, vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 377.

794 Vgl. ebd., S. 379f.

795 Fischart, Geschichtklitterung, S. 25.

796 Vgl. auch Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 394f.

wo sie hintritt. Selbst ihre Nachkommen – der Pantagruelische Stamm und *kwáll* – tropfen vor Süße. Zudem wird Pandora auch namentlich erhöht, denn sie heißt nun auf einmal Sankt Tora:

8. Als die Sankt Tora sazt di fús
 Da regnets Mett unt eital buttar,
 Was si nur biß das war als süß:
 Da ruft Areta di Grosmutar,
 O tas târ Súsflus lang hi gûs
 Vnt tas mein schmozig har fol flûß.
 Das wer ain schant doch inn dar hollen,
 Das man di inn dem wassar lis,
 Ich wolt jr e ain laiter stâllen.⁷⁹⁷

Hier wird die eingangs erzählte Sintflut-Geschichte wieder aufgegriffen und mit dem Pandora-Mythos zusammengeführt. Sankt Tora wird von einer Figur namens Areta als Quelle eines *Súsflus* erkannt. Areta erscheint dem Namen nach zum einen als Personifikation der Tugend (grch. *arete*), bezieht sich hier aber auch auf *Aretia*, laut Anniius einer der zahlreichen Beinamen von Noahs Gattin.⁷⁹⁸ Ebenfalls auf Anniius und die Noachiden könnte der Beiname *grossmutter* verweisen, da Anniius die Gattin Noahs auch *Tytea magna* nennt. Ihre Position im Geschehen macht Areta jedenfalls als Insassin der Arche erkennbar, da sie Sankt Tora, die *inn dem wassar* liegt, heraufhelfen möchte und sich entsprechend in erhöhter Position und im Trockenen befindet. Es herrscht nun also offenbar auch nach der Landung auf dem Archmanberg wieder Sintflut, die diesmal aber von Pandora ausgelöst scheint, aus der Süße quillt und tropft. Was sich zwischen St. Tora und Areta abspielt, zeigt sich daher als prekäre Verführungsszene, wobei Sint- und *Súsflus* freilich schon rein sprachlich ineinander verfließen. In Areta weckt der Anblick der St. Tora den Wunsch, dass sich dieser *Súsflus* lange ergießen und ihr Haar durchtränken möge. Weil es eine Schande wäre, St. Tora im Wasser zu lassen, wird Areta dazu verführt, St. Tora eine Leiter hinunterzulassen. In der neunten Strophe wird die *Weinsús waffal* deshalb hinaufgezogen, währenddessen sich auch die Geburt des Riesen-Urahns zu vollziehen scheint:

9. Harauf, harauf du Weinsús waffal,
 Wir langen dir ain sail unt strang:
 Harauf, harauf auf disan staffal,

⁷⁹⁷ Fischart, Geschichtklitterung, S. 59.

⁷⁹⁸ Die Beinamen sind: *Tytea magna*, *Terra*, *Vesta*, *Aretia*, *Horchia*, vgl. Nanni, *Antiquitatum variarum volumina* XVII, 1512, fol. CXXXII^v: *Titea vxor Iani dicta et Vesta et terra sive Aretia: vt Berosus scribit: [...]*. Vgl. ferner ebd., fol. CXI^r sowie ebd., fol. LX^r. Als ein Beispiel für die Berosus-Rezeption in der deutschsprachigen Publizistik der Zeit vgl. Johannes Mathesius; Martin Oberndorffer [Bearbeiter]: *Diluvium, das ist Historia von der Sündflut [...]*. Nürnberg: K. Gerlach, 1587, fol. 13^v: *Noah [...] nimmet/ wie Berosus meldet/ die Titeam oder Didonem zum Weib/ welche man sonst auch Aretiam/ vom Ebreischen wort Erez/ auf Lateinisch Terrenam nennet.*

Dein Har ist wol zu angaln lang:
 Nun angal recht, nun strek den strang,
 Das man auch mit jr Sönlín fang,
 Den Schmuzkolb hi Hakintebak,
 Der mit dem kopf jr hart bestak
 Zwischen den bainen wi ein sack,
 Das si da auf dar Rormus mak,
 Di gschmirt hat Arsbak, bak unt nak
 Mit bottar, das kain wassar strak
 Behaft, unt in artránk im bak,
 Dan ár ghort noch an den kak.⁷⁹⁹

Sankt Tora wird hier nicht nur mithilfe von Seil und Strang in die Höhe, sondern mit sprichwörtlichem Doppelsinn auch an den Haaren herbei-gezogen (*Dein Har ist wol zu angaln lang*). Der metaphorische Gehalt des Sprichworts wird wörtlich genommen und narrativ realisiert. Dieses Verfahren, das man mit Andreas Bässler „metaphorische Inversion“ nennen kann,⁸⁰⁰ scheint für die ganze Strophe prägend. Altoras Söhnchen hängt zwischen ihren Beinen aus dem Hintern heraus und ertrinkt fast in ihrem skatologisch konnotierten *bottar*. Auch bei dieser Geburtsszene scheint der Bildgehalt eines Sprichworts realisiert zu werden, das im neunten Kapitel des Romans auch zur Erklärung von Gargantuas wundersamer Geburt angeführt wird: *Daher noch das sprüchwort kompt, wann einer eim ánlích sicht, daß man spricht, Er ist jhm so gleich, als wer er jm mit der leyter auß dem Arß gestigen*.⁸⁰¹ Die anale Geburt scheint sich überdies in dem Moment zu ereignen, in der St. Tora auf die *staffal* hinaufgezogen wird. Staffel meint nun einerseits eine erhöhte Stufe oder Stiege, bezeichnet im Frühneuhochdeutschen aber auch in übertragener Bedeutung eine Generation in der Geschlechterfolge: St. Tora wird hier folglich auch mitsamt ihrem Sohn in die genealogische ‚Staffel‘ der Noachiden gezogen. Damit wird ganz wörtlich eingelöst, was im ersten Kapitel in Aussicht gestellt wurde, nämlich, dass man die Genealogie der Riesen *von staffel zu staffel vnd stigenweiß so gewiß auß dem Schiff Noe schöpfen, Bronnenseylen, auffkranen, dánen vnd ziehen kónt*.⁸⁰² Allerdings betont diese Eulenspiegel hier vor allem die Künstlichkeit dieses Konstrukts, denn die Verbindung der Riesen zum Noachidenstamm ist damit ja gerade keine genealogische, sondern beruht darauf, dass die Metaphorik der genealogischen Rekonstruktion narrativ realisiert wird – Hakbak, der Urahn, wird eben wörtlich auf die Noachidische Staffel *gebronnseylt, auffgekrant und gezogen*. Damit liefert die *Pantagruelische Vorsagung* allerdings auch eine gewitzte Lösung für ein immer wieder diskutiertes theologisches Problem:

⁷⁹⁹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 59.

⁸⁰⁰ Vgl. zu diesem Verfahren in der Literatur um 1500 die Ausführungen von Bässler, Sprichwortbild und Sprichwortschwank, insb. S. 12–24.

⁸⁰¹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 199.

⁸⁰² Ebd., S. 41.

Wie kann es sein, dass die Riesen die Sintflut überlebt haben, wenn in der Genesis steht, dass nur die acht Menschen an Bord der Arche überlebten? Anniius' Pseudo-Berosus löst das Problem, indem er Noah als Riese ausweist. Bei Rabelais wird auf diese Frage geantwortet, dass ein Riese rittlings auf der Arche gesessen sei und also genau genommen nicht zu den acht ‚in‘ der Arche gehörte.⁸⁰³ Fischarts Gigantologie scheint dahingegen wesentlich vertrackter, da der Riese über einen umbesetzten Pandoramythos in die Arche eingeschleust wird, wobei das Ganze geradezu überdeutlich als dichterischer Kunstgriff markiert ist.

Die Erzählung könnte nun, da Riesen- und Noachidengeschlecht zusammengeführt sind, enden. Das ist aber nicht der Fall, sondern das wilde Geschehen der Strophen 1–9 überbietet sich in den Folgestrophen nochmals selbst. Zu Sankt Toras Begrüssung rufen *etlich[e]*, dass es besser sei, sich ihr zu unterwerfen und ihre urindurchtränkten Pantoffeln zu küssen, als *schwer Ablas [zu] holen*.⁸⁰⁴ Frnhd. *Ablas* bezeichnet nicht nur in übertragener Bedeutung den käuflichen Erlass der Sündenschuld, sondern ebenfalls wörtlich eine Vorrichtung zur Regulierung von Gewässern; gewissermaßen wird also wieder ein metaphorisches Potenzial ausgeschöpft und eine Verbindung zwischen dem Erlassen von Sündenschuld und der mechanisch-physischen Abdichtung des ‚Sündflusses‘ geschaffen. Damit ist das Thema der nächsten Strophen vorgegeben: Wie lässt sich die mit Sankt Tora ins Boot geholte Überfülle nun wieder eindämmen? Wie schließt man die Büchse der Pandora wieder? Der erste Lösungsversuch geht von Sankt Tora selbst aus: Ihr geht es offenbar nicht besonders gut, denn sie klagt über postnatalen Frost in ihrem *fell unt secklin*,⁸⁰⁵ womit wohl der nun leere Unterleib gemeint ist, der nicht mehr von einem *päcklin* – einem Kind – gewärmt wird. Man unterstützt es deshalb mit einem Stecken und räuchert es mit Rübenrauch aus (ein weiteres Element aus der Vorlage). Mit *es* ist wohl jene Körperöffnung gemeint, die vorher als Büchse der Pandora vorgestellt wurde. Dafür spricht auch, dass die Gynäkologie des 16. Jahrhunderts tatsächlich als Heilmittel gegen einen zu weit geöffneten Gebärmuttermund das Räuchern desselbigen empfahl.⁸⁰⁶

Die grotesk zur Höhle ausgeweitete Körperöffnung wird nun wie beim Bergbau mit Balken gestützt und geräuchert. Diese Bemühungen scheinen allerdings nichts zu nützen, denn Sankt Tora vollzieht eine andere Art von Schließung und kriecht wie eine Schnecke in ihre Höhle hinein, um sich dort in Ermangelung eines Kindes selbst

⁸⁰³ Vgl. Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 219–222; zur theologischen Gigantologie vgl. den Überblick von Stephens, *De Historia Gigantum*, S. 43–89.

⁸⁰⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 59.

⁸⁰⁵ Ebd., S. 60.

⁸⁰⁶ Zum Ausräuchern des *col de la matrice trop large, trop ouvert, et trop lubrique* mit übelriechenden Dingen wie Vogelfedern und alten Schuhsohlen vgl. Ambroise Paré: *Deux livres de chirurgie* [zuerst Paris 1573]. In: *Œuvres complètes d'Ambroise Paré*. Hrsg. von Joseph-François Malgaigne. Bd. 2 von 3. Paris 1840, Chapitre XCII, S. 793–794. Vgl. ferner die Abbildung des Räucherinstruments ebd., Chapitre LVII, S. 758.

zu wärmen. Diese zirkuläre Bewegung in sich selbst hinein vollzieht in den nächsten beiden Strophen auch die *Pantagruelische Vorsagung*, da hier der Text durch allerlei sexuell konnotierte Erdhöhlen und -ausstülpungen kriecht.⁸⁰⁷ Inspiriert ist die lange Liste von Erdformationen von Rabelais' *Fanfreluches*, wo es in zwei Versen heißt: *Leur propos fut du trou de saint Patrice / De Gilbathar, et de mille aultres trous*.⁸⁰⁸ Die *mille aultres trous* der Vorlage werden bei Fischart mit einer Liste von 60 Höhlen und Erderhebungen konkretisiert, die ein besonders auffälliges Komplement zur Riesen-Genealogie darstellt. Während Rabelais im *Pantagruel* einen mehrseitigen linearen Stammbaum mit 60 Riesen bietet,⁸⁰⁹ finden sich in der *Pantagruelischen Vorsagung* nur vier namentlich erwähnte Riesen: *Hakbak*, von dessen analer Geburt erzählt wird, *Pfrantagruel*, Gargantuas Sohn, und die beiden nicht recht einzuordnenden Namen *Tifhöllenwäll* und *Sarmatschäll*.⁸¹⁰ *Sarmatschäll* (Sarmatenkehle⁸¹¹) verbindet das Riesen-Geschlecht wohl namentlich mit den Noachiden und den germanischen Ahnherrn, denn in der Zeit wird der Stamm der Sarmaten teilweise von Tuisco hergeleitet.⁸¹² *Tifhöllenwäll* (Tiefhöhlenabgrund) passt hingegen augenfällig genau zu den 60 Erdformationen, die hier an der Stelle der Rabelais'schen Riesen-Genealogie aufgeführt werden und nur schon rein quantitativ supplementär zum Stammbaum der Riesen stehen.⁸¹³ Wenn man zudem bedenkt, dass Pandora als *Büchsenhóll* bezeichnet wird, scheint es sich bei diesem Katalog durchaus um den Entwurf eines alternativen – und weiblichen! – Riesen-Stammbaums zu handeln, mit dem sich überdies auch der Roman eine Abstammung setzt, da er den im Prolog in Aussicht gestellten *grubengrotteschischen* Gegenkanon hier ganz wörtlich aus den Grotten der Welt hervorquellen lässt.⁸¹⁴ Die mit dem *Súsflus* ins Bild gesetzte überbordende Fruchtbarkeit reflektiert ferner die supplementäre Produktivität, die im ersten Kapitel verhandelt

807 Zu den sprachlichen Verfahren der Liste vgl. Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 390–391.

808 Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 10.

809 Vgl. ebd., S. 217–222 den Katalog sagenhafter Riesen, den Rabelais als Genealogie im ersten Kapitel des *Pantagruel* anführt, insb. S. 219: *Et le premier fut Chalbrot, Qui engendra Sarabrot, Qui engendra Faribrot, Qui engendra Hurtalay* [...].

810 Vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 382.

811 Ebd., S. 383.

812 Vgl. Ernst Brotuff: *Chronica Vnd Antiquitates des alten Keiserlichen Stiffts, der römischen Burg und Stadt Merseburg an der Saale bei Thüringen* [...]. Leipzig: G. Hantzsch, 1557, fol. Ai^v: *Dieser Patriarch Noa hat nach der Sindtflut einen Son Tuisconem geboren/ der ist darnach der erste König Europe inn Germania/ vnd ein Vater aller Deutschen Scythen vnnnd Sarmaten worden*. Vgl. ferner auch Jacobus Frisius: *Bibliotheca Philosophorum Classicorum Authorum Chronologica*. [...]. Zürich: J. Wolf, 1592, fol. 1^r (A 1^r): *Thuycon qui a Mose Ascenas filius Gomeri primogenitus, SARMATAS maximos populus fundavit, qui nunc THVYSCONES Germani, die teütschen*.

813 Bulang sieht darin eine Namensvariation zu Grandgousier, vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 382.

814 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 25: *Exspekta auß der Taschen, Sileni, solt jr mich verstehn, waren etwann die wundergestalte Grillische, Grubengrotteschische, fantástische krúg, láden, büchsen vnd háfen, wie wir sie heut in den Apotecken stehen sehen, von aussen bemalet mit lácherlichen, geckli-*

wurde – und auf der ja der ganze Ursprungsmythos mit seinen Mehrfachüberlagerungen unterschiedlicher Überlieferungen gründet.

Anscheinend ist das Problem aber mit der sich selbst kreisförmig schließenden Büchse für Fischarts *Vorsagung* noch nicht gelöst, denn im Anschluss an den Katalog beratschlagt man, wie man St. Toras *Höllenwust* wieder *farnagaln* könne:

13. Ratschlagten inn dem Kamargericht
 Wi man gedachtem Höllenwust,
 Den Stain schnitt turch das scharff gericht
 Das jn fargieng dâr Teufflich hust.
 Tiweil es ist ain groß farlust
 Si sehen iten Wint vmwâwen,
 Dan wa sie wern farnagalt sust
 Kônt man sie zum Pfantschilling gewen.⁸¹⁵

Im Kammergericht ratschlagen sie über Mittel des *scharff gericht* – es handelt sich also um die Szene einer Inquisition mit dem Ziel, den Unterleib der St. Tora zu verschließen und den *Teufflich hust* einzudämmen, damit man sie *zum Pfantschilling gewen* könne, was in diesem Kontext vermutlich eine Verehelichung meint.⁸¹⁶ Die Ehe wird in der Ehelehre des vierten Kapitels als Mittel zur Triebregulierung vorgestellt, würde sich damit also auch probat zeigen, um die hier sintflutartig quillende Fruchtbarkeit einzudämmen, die durch das sexuelle Öffnen von Pandoras Büchse verursacht wurde. Ganz zu funktionieren scheint das allerdings nicht, da in der Folge unterschiedliche Gestalten auftauchen, die Pandoras Büchse zu schließen versuchen: Ein *Q. B.*, der Vetter eines Zyklops sowie der ranghöchste Taschen-Anfertiger (*beutlar*) am Rhein werden als sexuell konnotierte *Lochfegar* herbestellt, um das besagte Loch *ain zeitlang fein* zu dämmen,⁸¹⁷ wozu *geschnawlet, gespitzet unt gewetzt* wird. Ob das glückt, bleibt insofern fraglich, als sich die Folgestrophen nur noch bruchstückhaft auf ein Geschehen rund um Altora beziehen lassen: In Strophe 15 taucht etwa *Panta-sile* auf, die durch ihren Gestank und Manipulation am Wortmaterial eng auf Pandora bezogen scheint. In der 16. Strophe bewahrt Juno schließlich durch göttlichen Rat-spruch St. Toras Gesäß (*Ksás*) vor den gespitzten und gewetzten Lösungen des scharfen Gerichts. Junos krude pharmakognostische Lösung zur Schließung der Büchse inkludiert die aus Pandora selbst strömende Latwerge mit zwei Eiern aus Proserpinas Kuchen sowie dem Fluchen in ein *Tornbârkpinten* – was auch immer das für ein Krug sein soll.⁸¹⁸ Dieses Scherzrezept hat durchaus Nebensinn, denn die Aufgabe, zwei Eier

chen, ja oft erschrecklichen Hâw vnnd Grasteuffel, wie sie auß Pandore búchs fligen [...]; vgl. auch Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 394–395.

⁸¹⁵ Fischart, Geschichtklitterung, S. 61.

⁸¹⁶ Bildlich taucht der Ausdruck jedenfalls ebd., S. 124 im Zusammenhang der Ehe auf (die Kinder als Pfandschilling der Ehe).

⁸¹⁷ Ebd.

⁸¹⁸ Ebd.

von Proserpina zu erlangen, spielt auf Apuleius' *Amor und Psyche* an. Psyche erhält dort die Aufgabe, mit ihrer Büchse (*pyxis*) in die Unterwelt zu gehen, um sie mit einer Prise von Proserpinas Schönheit zu füllen. Da eine Überlagerung von Pandora- und Psyche-Mythos, wie Panofsky argumentiert, überhaupt erst dazu geführt hat, dass auch Pandora eine Büchse als Attribut erhält,⁸¹⁹ scheint hier der Fischart'sche Ursprungsmythos am Ende mit dem wild mischenden Scherzrezept die eigenen synkretistischen Verfahren auf den Punkt zu bringen.

Allerdings ist auch dieser Vorschlag zur Regulierung von Fruchtbarkeit und Überfluss letztlich nicht erfolgreich, da der Text hier nicht endet, sondern in der nächsten Strophe recht unvermittelt in eine prophetische Rede wechselt und damit nochmals ein Supplement ganz anderer Art bietet. Ab Strophe 17 wird ein zukünftiges Geschehen in loser zeitlicher Folge entfaltet,⁸²⁰ das zwar immer wieder Momente aus dem ersten Teil des Gedichts aufgreift, sich aber inhaltlich nicht mehr als ein Weitererzählen der im ersten Teil begonnenen Geschichte fassen lässt. Entworfen wird vielmehr eine zukünftige verkehrte Welt, die durchaus karnevalistische Züge trägt (gegen Ende tritt bspw. ein Karnevalskönig mit Kessel auf dem Kopf auf). Der sprachliche Süß- und Überfluss geht also munter weiter, was am Ende der *Pantagruelischen Vorsagung* mit einem Aufruf zum Kegelspiel mitreflektiert wird: *Langt her ti Kugal, hi gílts Kógal*.⁸²¹ Die Prophezeiung macht damit auf jenes ‚Kegelspiel‘ aufmerksam, das im ersten Kapitel als Bastardierung der Welt veranschaulicht wurde, die mit ihren genealogischen Vermischungen dem Konstruieren direkter Abstammungslinien jede Grundlage entzieht. Zugleich führt aber auch die Prophezeiung den ganzen Roman einmal im Kreis herum, denn auch am Ende wird noch einmal eine Prophezeiung gefunden – bei Bauarbeiten *in einer Kupfferin Blatten im Fundament*. Deren Text wird im letzten Kapitel des Romans präsentiert und handelt ebenfalls von einer Sintflut, allerdings prospektiv und damit in umgekehrter zeitlicher Perspektive. Das Schriftstück, das zu Beginn des Romans im ebenfalls *kupffern* Sarg des Riesen-Urahns gefunden wird, erzählt von einem *vergangenen* Sintflutgeschehen, während das am Ende präsentierte Schriftstück eine *zukünftige* Sintflut ankündigt. Ebenfalls vorausgesagt wird am Ende *ein hefftig groß Erbidmen*, das auf die Sintflut folgen und zu Erdverschiebungen führen wird: *als wan Typho der Rieß Die Affen Insul ins Mór stieß*.⁸²² Damit verweist das Ende zeitlich paradox auf den Anfang im ersten Kapitel, insofern sich zum Zeitpunkt der Ausgrabung am Beginn des Romans ebenso eine Sintflut wie ein auf die Flut folgendes *Erdbibem* ereignet haben, das die rechte Hand des begrabenen Riesen *verruckt* hat.⁸²³

⁸¹⁹ Vgl. Panofsky/Panofsky, Die Büchse der Pandora, S. 30–31.

⁸²⁰ Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 62, Str. 17: *Awar siwen Mont gleich harnach [...]*; Str. 18: *Awar es würt ein Jar herschleichen [...]*; Str. 20: *Nach tem würt herrschen, ter da herscht [...]*.

⁸²¹ Ebd., S. 64.

⁸²² Ebd., S. 560.

⁸²³ Ebd., S. 52.

Dieser ‚Zirkelschluss‘, der am Ende des Romans dessen Anfang prophezeit, scheint mir durchaus bezeichnend für die Lösung, die in den ersten beiden Kapiteln des Romans für das Anfangen mit dem Erzählen entwickelt wird. Anstatt einfach anzufangen, wird der erzählerische Zugriff, wie oben gezeigt, aus dem historiographischen Diskurs und seinen Praktiken heraus entwickelt. Die Praktiken werden allerdings nicht einfach nachgebildet. Ganz im Sinne einer satirisch verzerrten Gegenbildlichkeit wird bei Fischart die zirkuläre und supplementäre Struktur zugespitzt, die das Buchwissen des späten 16. Jahrhunderts prägt. Die gelehrte Wissenschaft rekurriert zwar auf ältere Texte, ordnet deren Wissen aber aufgrund der inneren Spannungen und Widersprüche neu. Wie Annius mit seinen wirkmächtigen *Antiquitates* zeigt, lässt sich unter diesen Bedingungen durchaus ein sich selbst authentifizierender Text konstruieren, der genau in die Lücken und Widersprüche innerhalb eines bestimmten Wissensbestands (hier: der antiken Chronistik) passt. Bei Annius sind es die antiken Quellen selbst, die auf die Chronisten verweisen, in deren Mund Annius seine Fälschungen legt. Die Fälschungen hingegen werden durch einen Kommentar sowie eine einschlägige Quellenpolitik (‚lügende Griechen‘ usw.), Etymologien und Euhemerismen maximal kompatibel mit den anderen Quellen gemacht. Dergestalt entsteht ein in sich geschlossenes und sich selbst autorisierendes Verweissystem. Eine solche kreisförmige Schließung vollführt auch die *Geschichtklitterung*, indem sie am Ende eine Rätselprophezeiung in die Erzählung integriert, die die Anfänge des Romans voraussagen – allerdings nicht, um den Roman zu authentifizieren, sondern ein Konzept von Fiktionalität zu verhandeln, das sich ‚aus dem Geist der Fälschung‘ entwickelt. Daran knüpft sich aber, wie das zweite Kapitel mit seinem Ensemble von Supplementen zeigt, eine grundlegendere Verhandlung literarischer Produktivität überhaupt, die mit Kippfiguren zwischen Fülle und Mangel arbeitet. Mit jedem Supplement wird ein neuer Anlauf genommen, um nicht nur mit dem Erzählen anzufangen, sondern dem Dichten überhaupt einen Ursprung zu setzen: mit einem Ursprungsmythos (*Pantagruelische Vorsagung*), der mit den Riesen auch eine niedere Poetik aus einem prekären Überfluss emporsteigen lässt; mit einem über Klangähnlichkeit konstruierten, in sich selbst nachhallenden Text (*Gluck Trara*); und in Form eines sich am klassischen Modell der *imitatio* orientierenden Epos, das der deutschen Dichtkunst mit griechischem Metrum einen Ursprung setzen will.

7.6 Zwischenfazit

Die ersten beiden Kapitel von Fischarts *Geschichtklitterung* demonstrieren auf eindrucksvolle Weise, wie die Frage nach dem Anfang – sowohl der Geschichte des Protagonisten Gargantua als auch der Sprache, der Nation und des eigenen Textes – zum zentralen Problem und zugleich zur produktiven Triebkraft des Erzählens wird. Anstelle eines linearen Erzählbeginns entfaltet Fischart eine Reihe komplexer Erzählübungen, die sich historiographischer Praktiken bedienen – Ausgrabungen, ge-

nealogische Konstruktionen, Inschriften, Sprachvergleiche – und diese satirisch unterlaufen. Die Genealogie des Protagonisten wird nicht einfach erzählt, sondern durch ein Zusammenspiel von Zirkularität und Supplementarität generiert: Ursprünge werden nicht entdeckt, sondern erfunden – mit Verfahren, die sich aus einem beweglich gemachten Buchwissen speisen, das die Widersprüche und Lücken seiner Traditionsbestände ausnutzt.

Die im zweiten Kapitel präsentierten Texte – die *Pantagruelische Vorsagung*, das *Glucktrara*-Gedicht und das *Erbgedicht* – stehen exemplarisch für diese Strategie. Sie setzen jeweils auf unterschiedliche Weise einen Ursprung für das Dichten selbst: mythopoetisch, klanglich, metrisch. Die *Pantagruelische Vorsagung* entwickelt einen grotesken Ursprungsmythos, der aus der Überlagerung antiker, biblischer und volkstümlicher Elemente hervorgeht; das *Glucktrara* hallt als Echo durch den Text und reflektiert die zirkuläre Selbstbezüglichkeit poetischer Produktion; das *Erbgedicht* versucht, das Deutsche durch eine klassisch imitierende Form zur Ursprache der Dichtung zu erklären – und scheitert dabei programmatisch. Im Rückgriff auf das Konzept der Supplementarität bei Derrida lässt sich sagen: Das Erzählen wird bei Fischart als Reaktion auf ein Fehlen möglich – auf die Unverfügbarkeit eines authentischen Ursprungs. Die Supplemente, die Fischart produziert, machen genau auf diesen Mangel aufmerksam und verarbeiten ihn produktiv: Sie erzeugen eine Überfülle an Anfängen, Ursprüngen und Autorisierungsfiguren, die das Erzählen selbst immer wieder neu ermöglichen und zugleich als fiktionale Konstruktion markieren. Diese poetologische Reflexion kulminiert in einem doppelten Schluss: einerseits in der prophetischen Rückbezüglichkeit der *Pantagruelischen Vorsagung*, die am Anfang steht, aber den Schluss des Romans vorwegnimmt; andererseits in der prophetischen Schrift am Ende des Romans, die rückwirkend den Anfang imaginiert. Beide Texte schließen den Erzählbogen nicht ab, sondern schlagen ihn zurück auf seinen Ursprung – und damit auf die Frage, wie dieser überhaupt erzählerisch erzeugt wurde. Diese zirkuläre Schließung ist nicht bloß ein rhetorischer Kunstgriff, sondern Ausdruck einer Konzeption von Fiktionalität, die sich ‚aus dem Geist der Fälschung‘ konstituiert.